

Dirk Raulf
heimat.kunden
Lippstadt 2020

© Dirk Raulf 2020 - alle Rechte vorbehalten

1.1.2020

„Oma Umweltsau“: Aus einer lächerlichen Harmlosigkeit im WDR (nicht gerade der Sender, der für gewagte Satire bekannt ist...) wird ein rechtsradikales Fanal mit „deutscher Opa über alles“, mit Drohungen gegen Journalisten und mit der mittlerweile zu erwartenden Zusammenrottung von Wutbürgern und Faschisten, die sich anmaßen, zu definieren, was „anständig“ oder „anstößig“ ist. Und der Intendant des WDR lässt sich von ihnen vorführen wie ein Tanzbär. Nicht begreifend, dass es an IHM wäre oder an seinem „größten Funkhaus Europas“, diese Definitionen, wenn nicht vorzunehmen, so doch zu differenzieren und diese Differenzierung, oder besser: *das Prinzip Differenzierung* zu vertreten. Stattdessen vertritt er sich die Beine. Tritt nach unten, buckelt nach oben, und oben sind ja nicht die Buckligen und Gemeinen, die Armen und Schwachen, nein – oben sind in diesem Fall die, die mit ihren Parolen-Definitionen die Politik und die mediokren Medien vor sich hertreiben, die mit Sprache Schindluder treiben („*wird man ja wohl noch sagen dürfen*“ – EBEN NICHT) und sich aufgrund ihrer Rohheit unangreifbar machen. (Hinterher wird es wieder niemand geahnt haben.) Und weil es mehr scheinen als ein paar Versprengte und Verdrängte, will man es sich mit ihnen nicht verderben. Es sich nicht verderben mit der Verdorbenheit. Diejenigen, die sich mit diesem Widerlingen unter dem Dach HEIMAT und ANSTAND gemein machen, sind aber die Ausverkäufer von all dem, was vielleicht (!) „Heimat“ sein könnte. Die Konservativen, denen nichts heilig ist, die nichts „bewahren“ (im Sinne von Konservatismus) als ihren Eigennutz. „Heimat“: ein Begriff, der nicht ohne Anführungszeichen zu verwenden und zu schreiben ist! Ein Begriff, der keine eigene Tragweite, keine Präzision, im Grunde keinen Gehalt hat und eben deshalb so gut als Projektionsfläche, als Behälter taugt. „Heimat“, ein Behälter für jeden Dreck. Ein Begriff, der zu allem Ja sagt, der alles aufnimmt, sich jedem hingibt, der zwischen Idylle und Kampfbegriff alles sein kann, eine Hure von Begriff. Wie die Erinnerung. Eine Erfindung, die so tut, als wäre sie keine. Zur Verfügung stehend vor allem für diejenigen, die Profit und Macht wittern, indem sie sich auf „Heimat“ berufen. Und die, welche schlicht genug sind, ihre Sehnsucht nach einem Dasein ohne Angst, ohne Traumata, ohne Bedrohung, ohne Unwägbarkeiten mit diesem Begriff zu verbinden, laufen jenen in Scharen hinterher. Ein Begriff, den man abschaffen wollte/sollte, wenn man es denn könnte. Da man es nicht kann, gilt es, ihn zu befragen und alternative Modelle zu schaffen. Fremde oder Nomadentum nicht als Gegenteil von „Heimat“, sondern als Bereicherung des Eigenen. Die *conditio humana* sieht nicht „Heimat“ vor, sondern Fremdheit, Begegnung, Sehnsucht, Gefahr. Und nein, der Mensch hat Herkunft, aber keine „Wurzeln“, schon im Ansatz ein schiefes, ein tendenziöses Bild. Im Grunde bedeutet der Versuch, „Heimat“ zu haben, immer den Versuch, nicht sterben zu müssen. „Heimat“ zu instrumentalisieren heißt, Todesangst zu instrumentalisieren. Also: Sich vertraut machen mit dem Tod als dem, was einzig sicher ist. Wir leben, und wir werden sterben. In dieser kurzen Spanne so viel wie möglich er-leben, Ekstase, Rausch, Vernunft, Gedanke, Kunst, Natur, LIEBE. Aber doch nicht sich weismachen lassen, es ginge um „Heimat“. Und WENN DOCH - dann darum, eine kurze Zeitlang „Heimat“ nicht zu *haben*, sondern *zu sein* für jemand, der eine Geborgenheit (noch) braucht. Für das Kind, den

Flüchtling, den alten oder kranken Menschen, den Bedürftigen. Alles andere ist reiner Egoismus, reine Ausschließlichkeit (im Sinne des Begriffs als Ausschluss-Kategorie für immer wieder neu zu definierende „Andere“). Im Hintergrund all dieser Vorgänge um „Heimat“ steht immer ein Interesse. „Lauf vor, ich gebe dir Feuerschutz.“ *Follow the money*. Folge dem „Heimat“-Geschrei, dann wirst du das Geld finden. Ach – all das wäre gar zu langweilig und gar nicht der Rede wert, wenn es sich nicht so furchtbar breitmachen würde auf Kosten von Menschlichkeit und Solidarität. Und irgendwo sitzt immer jemand, dem/der es nutzt, und grinst in sich hinein, nicht wissend, dass auch dieses Grinsen das Grinsen des eigenen Totenschädels ist. Ein Grinsen, das keinen Humor besitzt, sondern Häme. Weil Humor bedeuten würde, der eigenen Sterblichkeit Witz und Leichtigkeit abzulisten. Humor auf Kosten anderer ist nichts als Arroganz und Bräsigkeit. Humor muss auf Kosten der Obrigkeit gehen. Nicht umgekehrt. Deshalb fürchten die „Heimat“-Schreier nichts mehr als Humor und Lächerlichkeit. Man sollte sie auslachen, Herr Intendant, und zwar öffentlich! Aber leitende Herren (und Damen!) dieses Schlages haben selbst viel zu viel Angst vor Lächerlichkeit, als dass sie Humor zeigen könnten. Aber, Herr Intendant, der Kaiser ist immer nackt! Quasi eine nackte Umweltsau! (Deshalb braucht auch der Kaiser „Heimat“ – für seine Untertanen, denn solange die „Heimat“ schreien auf Kosten anderer, kümmert sie die Nacktheit des Kaisers nicht.)

2.1.2020

Das Wort Utopie (auf Thomas Morus' „Utopia“ zurückgehend) ist aus griech. „ou topos“, *kein Ort*, gebildet. Wenn „Heimat“ eben kein „Ort“ ist, also nichts Konkretes, auf das sich berufen kann, wer auch immer sich dazu gerade berufen fühlt, so ist „Heimat“ Utopie oder, wie Bloch schreibt, „etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“. Heimatlosigkeit wäre insofern eine Tautologie, als der Begriff „Heimat“ selbst eine Utopie fasst. Heimatlosigkeit und „Heimat“ fielen zusammen als Utopie, Zuhause-Sein in der Freiheit der Heimatlosigkeit. Immer verstanden nicht als Vertrieben-Sein oder als Obdachlosigkeit, sondern als innere Freiheit, für die immerhin einige Voraussetzungen geschaffen werden müssen. Wie ein Kollege mal sagte: Ich höre sofort auf, bei ALDI zu kaufen, wenn ich es mir leisten kann. Aber WENN man es sich leisten kann, dann bitte nicht ALDI (also „Heimat“), sondern fruchtbare Heimatlosigkeit, Freiheit des Gedankens.

Aus der Ferne hört man die Trommeln: Wo bleibt denn die emotionale Bindung?! –

Man muss aber nicht meinen, das, was für Kleinkinder lebensnotwendig ist, muss es auch für Erwachsene sein. Es ist ja gerade das Faszinierende an Kindern, dass sie die Stufen ihrer Emanzipation ohne zu zögern nehmen, sobald es ihnen eben möglich ist. Ihr In-die-Welt-Gehen, *ins Offene, Freund!*, ihr Größerwerden, Umfassend-Werden: Warum sollte der Erwachsene es später ohne Not zurücknehmen und, es als „Heimat“ bezeichnend, enge Grenzen um sich und das Eigene ziehen – statt so viel Anderes, Fremdes (fremde Schönheit), Neues, Unerwartetes zu erfahren, wie es nur eben geht?

*Komm! ins Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter und eng schließt der Himmel uns ein.
Weder die Berge sind noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunsch und leer ruht von Gesange die Luft.
Trüb ists heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen und fast will*

*Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.
Dennoch gelinget der Wunsch, Rechtgläubige zweifeln an Einer
Stunde nicht und der Lust bleibe geweiht der Tag.
Denn nicht wenig erfreut, was wir vom Himmel gewonnen,
Wenn ers weigert und doch gönnet den Kindern zuletzt.
Nur daß solcher Reden und auch der Schritt und der Mühe
Werth der Gewinn und ganz wahr das Ergötzliche sei.
Darum hoff ich sogar, es werde, wenn das Gewünschte
Wir beginnen und erst unsere Zunge gelöst,
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz ist,
Und von trunkener Stirn' höher Besinnen entspringt,
Mit der unsern zugleich des Himmels Blüthe beginnen,
Und dem offenen Blick offen der Leuchtende seyn.*

Hölderlin, Der Gang aufs Land

3.1.2020

*Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weit des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.*

aus: Nikolaus Lenau, Schilflieder

Der Fluss, die Lippe mit ihren Seitenarmen ist die Lebensader Lippstadts und für die Lippstädter Teil ihres Alltags. Aber der Aufwand der Hochwasser-Schutzmaßnahmen erinnert daran, dass der Fluss auch ein anderes Gesicht zeigen kann, die Kehrseite des lebensspendenden Elementes. Einerseits bedeutet ein Fluss Trinkwasser, Transportmöglichkeit, Nahrung, Hygiene, Freizeitvergnügen; andererseits potentielle Gefahr bei Hochwasser oder durch Unbedachtheit: Flüsse sind uns im Alltagsleben so oder so auf vielfältige Weise gegenwärtig.

Die mythische Seite des Flusses jedoch ist uns kaum noch bewusst. Wir beten nicht mehr zum Flussgott; wir gehen nicht davon aus, dass im Tümpel der wilde Mann haust und den Jäger in die Tiefe zieht; dass der Fluss eine Grenze zum Totenreich bildet; dass der Wassermann mit seiner Familie dort unten wohnt oder eine Nixe sich nach einem Menschenmann sehnt.

Für uns heute sind vielleicht Supermann oder Die Fantastischen Vier die modernen Mythen, vielleicht ist Karl Rahn ein Mythos oder Muhammad Ali, die Bier-Brötchen-Diät ist ein Mythos oder dass es immer so weiter gehen kann mit der Ausbeutung des Planeten und doch wie von selbst eine Lösung daher kommen wird. Mythen werden *gemacht*, sie erfüllen einen Zweck. Die alten, Gemeinschaft stiftenden, die das menschliche, das gemeinsame Dasein grundierenden Mythen sind uns abhanden gekommen. Mit welchen Bildern verständigen wir uns, in welchen Bildern finden wir uns wieder, was sind die Geschichten und Symbole, mit denen wir uns unser Dasein erklären? Was bewahrt uns

vor dem totalen Vergessen im totalen Konsum, vor der Tyrannei der Gegenwart, vor dem Verlust jedes Zeitgefühls, das über den Moment, über den Tag hinausweist?

(...)

Kunst ist vor allem ein Spiegelung, eine Befragung, ein Anders-Sehen, ein Kommentar. Kunst ist Stellvertretung: sie kann, macht und darf Dinge, die wir nicht machen, können oder dürfen. Sie bringt neue Gegen-Stände hervor. Keine Ab-Bilder, sondern Gegen-Stände. Die trotzdem aus Vertrautem gespeist werden, sich auf Vertrautes beziehen, die von Vertrautem durchdrungen sind. Und Kunst darf uns vor allem ein Rätsel bleiben, einen Rest von Geheimnis tragen, der zwischen dem liegt, was wir in ihr sehen - jede und jeder sieht und empfindet und versteht etwas Anderes -, und dem, was der Künstler oder die Künstlerin gedacht, hervorgebracht, konzipiert hat.

(...)

Wir leben in einem Zeitalter des Verlusts. Verlust von Erinnerung, von Wissen, von Tradition, von Kenntnissen, von Mythen und Transzendenz, von Geschichten, von menschlichem Miteinander. Schilfgeschichten stammen aus einer Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat... Aus einer Zeit unter dem Lindenbaum. Und doch liegen gerade einmal zwei Generationen zwischen dieser Zeit und der heutigen, und Mythen haben ihre eigene Zeitrechnung.

4.1.2020

Gedenken?

Wie seltsam, dass um 2010 plötzlich so viele Freunde starben. Als hätte sie ein merkwürdiger Virus dahingerafft. Grundlos und zufallsbestimmt. Der 1.1.12 ist seither ein Gedenktag für Frank Köllges und Klaus Huber, zwei Freunde, zwei Schlagzeuger, zwei außerordentliche Performance-Künstler, die sich kannten und schätzten. Beide starben an diesem, an ein und demselben Tag. Beide Krebs. Natürlich. Der eine nach jahrelangem Kampf, der andere nach wenigen Monaten. Zwei Menschen, die immer anwesend waren, deren Geist immer noch anwesend ist, nichts an Inspiration verloren hat. Und die Mahnung, es sich ja nicht zu gemütlich zu machen. „Eben noch Morgen, dann Mittag, jetzt schon Abend“ war sinngemäß der Text des Nachrufs auf Huber.

Warum aber dies hier zu „Heimat“?

Weil beide sich definierten über das, was sie schufen, was sie taten oder ließen, über ihre je eigene Radikalität in ihrem Sein und Tun. Beide haben ihre Sehnsüchte verwirklicht, beide zeitlebens mit Geldsorgen einerseits, mit Visionen und Utopien andererseits bis hin zu Großorchestern und „Planetenfahrern“. Letzteres ein welt-umspannendes Großprojekt, für das Köllges jahrzehntelang versuchte, eine Finanzierung zu finden. Die Idee: 50 Künstler*innen, die ein Jahr lang eine Ausbildung durchlaufen, ein Survival Training bis hin zu Jagen, Fischen, Selbstverteidigung, Waffenkenntnis, Notoperationen... 50 Trucks, hergerichtet für autarkes, völlig ortsunabhängiges Unterwegs-Sein, jeder einzelne davon mit allem ausgestattet, was man für Leben und Überleben benötigt, plus einer beweglichen Bühne, Instrumenten, künstlerischem Werkzeug jeder Art. Konzipiert für

nicht geplante, spontane Begegnungen jeder Art, wo auch immer man sich aufhält. Routenplanung für 50 unabhängige „Planetenfahrer“, die jede*r ihre Reisen komplett dokumentieren (eine Idee VOR der Allgegenwart des Netzes!), die einzeln reisen, um sich zu verabredeten Zeiten alle gemeinsam zu Großkonzerten, quasi Kunst-Offensiven zu treffen, an Orten wie etwas Tschernobyl oder der Chinesischen Mauer oder dem Nürnberger Reichsparteitagsgelände. Ein Projekt, in dem jede*r seine „Heimat“ in sich tragen muss bzw. in dem der „Heimat“-Gedanke vollkommen irrelevant wird, aufgegeben zugunsten permanenter Offenheit, ständigem Unterwegs-Sein, künstlerisch-menschlichem Nomadentum, absolutem Sich-zur-Verfügung-Stellen.

Es wurde nie realisiert, und der einzige „Planetenfahrer“ seines Projekts blieb Köllges selbst. Aber der Gedanke ist in der Welt, die Haltung, die Neugierde, die Unbedingtheit sind in der Welt.

Der Sensenmann ist seither anderswo beschäftigt, legt in unserem engeren Kreis eine Pause ein. Als müsste er diese Kaliber auch erst verdauen...

Gedenken?

Aufbruch!

(Wen es interessiert: Beide finden sich mannigfach im Netz...)

5.1.2020

Nach dem Konzert in Saarbrücken heute: Wollie Kaiser verlässt Deep Schrott. Eine lange Geschichte zwischen ihm und mir. Und eine Geschichte über "Heimat".

1988 wurde ich zum Probespiel bei der Kölner Saxophon Mafia eingeladen und anschließend Teil des Quintetts für 6 ereignisreiche Jahre mit mehreren Platten, Produktionen und Konzerten auf der ganzen Welt. Wie sich herausstellte, waren Wollie und ich Antagonisten in der Band, zwischen uns bestand immer eine Spannung, die – nach meiner Einschätzung – auf einem ganz grundsätzlichen und nicht aufzulösenden Mißtrauen beruhte zwischen ihm, dem in der Großstadt aufgewachsenen Arbeiterkind und mir, dem Kleinbürger- und Landratssohn aus der Provinzstadt. Vollkommen unterschiedliche Voraussetzungen, die – jedenfalls war das meine Vorstellung – sich hätten auflösen können in eine gemeinsame Utopie: Die Freiheit der Musik, die wir entwickelten. Eine Musik, deren Hauptbestandteil – neben allen musikalischen Parametern, über die man sprechen kann – eben dies war: FREIHEIT. Emanzipation, Wildheit, Lust. Das verband uns, und das verstand der Kollege damals nicht: Aufbruch und Freiheit in der und durch die Musik. Verknüpft mit einer Haltung zu Welt, zu Herkunft, zu Politik und Gesellschaft, die, gespeist aus völlig unterschiedlichen Quellen, bei beiden auf Wut, Empörung und Gerechtigkeitsempfinden basierte, die sich für eine gemeinsame Basis aber leider als nicht tragfähig genug herausstellte. Trotzdem entstand in den besten Momenten die gemeinsame FREIHEIT in der und durch die Musik. Die Zerwürfnisse waren jedoch auf Dauer nicht zu heilen, ich verließ die Band 1994.

2008 gründete ich DEEP SCHROTT, und mein erster Impuls war, Wollie Kaiser zu dem Quartett-Projekt einzuladen. Einerseits seiner musikalischen Kompetenz wegen. Aber

darüber hinaus gab es für mein Verständnis zu viele lose Enden, zu viele liegen gebliebene, ungelöste Konflikte, zu viele Mißverständnisse und Irrtümer. Er besaß die Größe, das Risiko einzugehen und zuzusagen, und wir hatten nochmal fast 12 gemeinsame Jahre, mit zahlreichen Konzerten, Produktionen, fünf Alben, vielen Diskussionen und einer – vielleicht letzten – großen Afrikatournee. Neben Aufwallungen des alten Mißtrauens gab es Momente gemeinsamer Energie, es gab UND GIBT ganz offensichtlich Haltungen, die wir teilen, es gab sogar...– ich will nicht behaupten, Momente des Vertrauens, aber doch des Respekts, des Wohlwollens und des Bewusstseins, einen gemeinsamen Weg zu gehen.

Wollie Kaiser hat nun aus ganz persönlichen Gründen die Entscheidung getroffen, die Band zu verlassen, und es ist davon auszugehen, dass damit auch unser gemeinsamer Weg endet, jedenfalls in dieser intensiven Form.

Jemand, an dem man sich so sehr gerieben hat in über dreißig Jahren, an seiner Andersartigkeit, seiner Sturheit, seiner – zumindest anfang – überlegenen Musikalität, an seinem so völlig unterschiedlichen Lebensentwurf, seiner Merkwürdigkeit im Ausdruck, seiner Wertschätzung ganz anderer Dinge und Menschen... Dieser Jemand ist mir ein Teil „Heimat“ geworden, ohne je seine Fremdheit für mich zu verlieren: Er hat mich herausgefordert, er hat es mit nie gemütlich gemacht, er hat Wahrhaftigkeit und Radikalität provoziert und war mir ein aufrichtiger Gegenüber. Ein Stachel im Fleisch und, in den guten Momenten, jemand, mit dem man musikalisch in Extase geraten konnte. Wenn „Heimat“, dann so.

Danke. Mögen unsere Wege sich auf andere Weise weiter kreuzen.

6.1.2020

Der DVD-Mitschnitt des großartigen Gesprächs- und Vortragsabends „Ebermann beleidigt Helmut Schmidt“ mit Thomas Ebermann und Michael Weber, SchauSpielHaus Hamburg 2019. Darin rezitiert Michael Weber eine Passage aus Hölderlins Hyperion (1799, Kapitel 67). Einleitend weist er darauf hin, dass die Konstruktion so beschaffen ist, dass Hyperion als griechischer Flüchtling nach Deutschland kommt.

„Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlichkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes – das, mein Bellarmin! waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen – ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sag es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich heuchlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Tun,

und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß ers mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Notwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Echterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlaßnen Unnatur auf solchem Volke. (...)“

Immerhin 40 ARD-Fernseh-Autoren (von wie vielen? ein paar tausend?) haben gefordert, das „Umweltsau“-Liedchen wieder online zu stellen und haben Buhrow - wenigstens durch die Blume - nahegelegt zu gehen. Kurz darauf standen schon hunderte von Kommentaren unter dem Artikel, zu 95% Schmähschriften gegen diese Autoren und lauter Unterstreichungen, welche ungeheure Beleidigung das Liedchen für alte Menschen und überhaupt jeden mit Geschmack darstelle, und Satire habe doch irgendwann auch eine Grenze (und zwar genau dort, wo jeder Leserbrief-Hansel sie sich am liebsten vorstellt). Was ist Spießertum? Den eigenen begrenzten Horizont nicht nur für das Ende der Welt zu halten, sondern dies auch noch mit größtmöglicher Aggressivität anderen gegenüber zu vertreten. Zur Strafe kommt Ebermanns "Linke Heimatliebe" in meiner "Heimat"-Bibliothek in die erste Reihe. Neben Hölderlin.

„Und wehe dem Fremdling, der aus Liebe wandert, und zu solchem Volke kömmt, und dreifach wehe dem, der, so wie ich, von großem Schmerz getrieben, ein Bettler meiner Art, zu solchem Volke kömmt!“

7.1.2020

Martin Sonneborn im Gespräch mit Gregor Gysi über Osnabrück, wo er aufgewachsen ist: „Gut, um aufzuwachsen, und gut, um wegzugehen.“ Auch eine Definition von „Heimat“.

Ein Tag in Transiträumen. Köln Stuttgart, Theaterprobe, Stuttgart Frankfurt, Projektbesprechung, Frankfurt Köln. In den Zügen Vor- und Nachbereitung, wie immer. „Heimat“ im Unterwegs-Sein, in der Vertrautheit des Unvertrauten. Essen an Bahnhöfen, Coffee to go, Wasserflaschen, abends ein Restaurant. Fremde Gespräche an Telefonen, Gedrängel vor den Zugtüren, immer der Stress um die Pünktlichkeit der Züge, um das Erreichen der Anschlussverbindung. Einige Stunden Arbeit an Goethe, einige Stunden Gespräche über Klanginstallation und Konzert. Rudimentäre Kenntnis der Innenstädte, der Wege vom Bahnhof zum Arbeitsplatz, Museum oder Theater. Kein Blick auf die Flüsse, auf die Landschaft, auf Passanten. „Heimat“ im mitgeführten Laptop-Bildschirm und Smartphone-Display. Alles bekannt, alles tausendmal gesehen und gemacht. Kleine Triumphe des Individualismus: Keine Plastikgabel akzeptieren, eine selbst gefüllte Wasserflasche bei sich führen, etwas Obst von zuhause mitnehmen, mit dem Taxifahrer ein paar freundliche Worte wechseln. Kollegen und Freunde, denen es ebenso geht, von denen man gleichzeitig weiß, dass man sie verlieren wird, wenn die Wege sich trennen. Wie viele Verkehrsmittel an einem Tag? Fahrrad, Zug, S-Bahn, Straßenbahn, Zug, Taxi, Zug, Fahrrad, Auto. Besser nicht über den ökologischen Fußabdruck nachdenken.

Gespräche über „Heimat“, über den verlorenen Posten, auf dem man steht mit der Auffassung, dass es sich dabei um eine Erfindung handelt. Oder um das, was man selbst gibt, bis die Kinder groß genug sind, sich in die Welt zu stellen und Welt-Bürger zu

werden, die Welt als ihre „Heimat“ zu begreifen. Die Erde. Gaia meinetwegen. Das Gegenüber, die Natur, die Kunst. Die Liebe. Die Körper. Deiner und meiner. Die unserer Kinder. Gefäße für unseren kurzen Weg auf dieser Erde. Wir sind keine Bäume, keine Felsen. Wir sind für die Beweglichkeit geschaffen, für den aufrechten Gang, für den Blick in Baumkronen, über Berge und Meer. Warum sich abfinden mit albernen Versprechen von Gemütlichkeit und Sicherheit, wenn man stattdessen in Wind und Regen stehen kann?

Aber was uns am Ende einholt, ist die Verführung der Bildschirme, der elektronischen Herdfeuer, der „blauen Sonnen“, der Weichmacher in Hirnen und Körpern. Ihnen sind wir nicht gewachsen, diese Prüfung bestehen wir nicht. Was Krieg und Sklaverei nicht fertigbrachten: sie schaffen es. Und wir sind Freiwillige. Finden uns am Ende wieder in den allerbilligsten Varianten von „Heimat“, den ewiggleichen Erzählungen, mit denen sie uns abpeisen, während wir hoffen auf die nächste Lieferung Soylent Green.

8.1.2020

Ab sofort aus naheliegenden Gründen der Vereinfachung statt „Heimat“ einfach H.

Woher die fast obsessive Beschäftigung mit dem verdammten H.-Thema? Angefangen mit Texten und Veranstaltungen vor etwa 20 Jahren, spätestens 1997/98 (mein reichlich missglückter „Heimatabend“ in der Bundeskunsthalle). Immerhin vor dem von Thomas Ebermann benannten „Boom“ des Begriffs im Zusammenhang mit dem Rechtsruck der gesamten Gesellschaft (ein Ruck, der sich in Phänomenen wie der AfD nur ausdrückt, aber die ganze Gesellschaft erfasst hat).

Es kann wohl nur einer zum Thema arbeiten, der der H. verlustig gegangen ist bzw. der zu durchschauen gelernt hat, welche Ideologien sich diesen Begriff zu eigen machen. Das hat sich in mehreren Schritten vollzogen. Der frühe Verlust der Mutter, der als solcher empfundene Verrat und damit Verlust des Vaters ein paar Jahre später, der frühe Tod vieler Angehöriger. Der Verlust der Religion, der Verlust von Urvertrauen. Zunehmende Erkenntnisse von Zusammenhängen, von gesellschaftlichen Entwicklungen, auch von Ausbeutungszusammenhängen (hier ist die Behauptung von H. nie weit).

Was blieb, waren Natur und Modelle von Gemeinsamkeit außerhalb der Familie (Freundschaft, Schule, Jugendarbeit, Musik...). Die Entdeckung der Liebe als Zugewandtsein zu einem Gegenüber, einer Fremden, einer Anderen, quasi Entdeckung einer H. im Anderssein. Auch unmittelbar, d. h. körperlich. Das Sich-nach-außen-Wenden in vielerlei Form. Das konkrete Verlassen des Herkunftsortes, der Umgebung, das Erschließen anderer Wirklichkeiten (die Stadt, die Welt). Und schließlich so etwas wie das Eigene in Haltung und Werk, bei aller Vorsicht. Die eigenen Sprache. Das Teilen des Eigenen mit gleich oder ähnlich Gesinnten. Solidarität.

Der Stachel des Alleinseins, der – ohne zu pathetisch zu werden – grundsätzlichen Einsamkeit und Vorläufigkeit auf dieser Erde. Der Reichtum und die Schönheit der Erde trotz der überwältigenden Realität ihrer Ausbeutung. Das Gefühl, der Erde zu gehören, ganz unmittelbar, nicht durch Vermittlung einer Ideologie oder Religion. Natur und Kunst als Quellen, und darin eine Art Transzendenz, die sich anders darstellt als die doch etwas schlichten Zumutungen der Angebote der Kirchen.

Die Auseinandersetzung mit dem H.-Thema als ständige Reibung auch an der eigenen Sehnsucht, die sich immer wieder einstellt. Sehnsucht nicht nach einem Ort, einem Geruch oder Geschmack, wie so oft behauptet wird. Aber die Sehnsucht nach einer Situation der Geborgenheit nicht zu kennen, wäre eine glatte Lüge. Aber lieber in der Sehnsucht im Sinne einer permanenten Entfernung verbleiben, als schließlich doch den allerdümmsten Glücksversprechen auf den Leim gehen, die allerorten gegeben werden.

9.1.2020

Der Junge hatte panische Angst. Mehr Angst als Vaterlandsliebe, spottete sein Vater. Er wurde in den Keller geschickt, um den kleinen Spazierstock aus Rohr zu holen, mit dem er noch vor wenigen Jahren gespielt hatte. Der Stock steckte nun an der Kellerdecke über den Heizungsrohren, als Damoklesschwert und tägliche Warnung. Der Junge wusste, was ihm bevorstand. Was ihm blühte, wie seine Eltern es ausdrückten. Mit gesenktem Kopf ging er die Treppe wieder hinauf in den Flur, wo die gesamte Familie ihn erwartete, die Schwestern als Zeuginnen, die Mutter, der Vater. Er bat, vorher noch zum Klo gehen zu dürfen. Er durfte. Dann musste er die Schläge entgegennehmen, nachdem sein Vater ihn vorher gefragt hatte, wie viele er selbst für angemessen hielt. (Was war anschließend mit dem Stock geschehen? Vermutlich hatte er ihn wieder in den Keller bringen müssen, er konnte sich nicht erinnern.) Nach dem Vollzug machte sich Erleichterung breit, es hinter sich zu haben. Als der Junge im Bett lag, hörte er noch einmal die schweren Schritte seines Vaters auf der Treppe, die Tür öffnete sich und sein Vater machte schweigend ein Kreuzzeichen auf seine Stirn, wie ein Priester an Aschermittwoch, nur ohne Asche. Der Hohepriester der Familie. Sie gehörten alle ihm. Der Junge weinte sich in den Schlaf. Am nächsten Morgen trat er angesichts der Schande des Vorabends voller Scham an den Frühstückstisch. Seine Mutter sagte, sein Vater habe am späteren Abend noch sehr geweint. Ihm tue es viel mehr weh als ihm.

Es ist eben Ihr Heimatort und für einen nur irgendwie beunruhigten Menschen ist der Heimatort, selbst wenn er sich darüber gern täuscht, etwas sehr Unheimatliches, ein Ort der Erinnerungen, der Wehmut, der Kleinlichkeit, der Scham, der Verführung, des Mißbrauchs der Kräfte.

Franz Kafka, Briefe und Tagebücher, März 1920

10.1.2020

Bei Herbert Marcuse findet sich¹ die Formulierung, die Autonomie der Kunst enthalte den kategorischen Imperativ: *es muss anders werden*. Das Bestehende muss aufhören, es muss geändert werden. Marcuse verteidigt die Autonomie der Kunst auch (und gerade) gegen ihre In-Dienst-Nahme durch vulgärmarxistische Ideologie. Er sieht sie nicht als Repräsentant einer Klasse oder einer gesellschaftlichen Situation, sondern als Ausdruck der allgemeinen Menschlichkeit.

¹ In „Die Permanenz der Kunst“

„Es muss anders werden“, also das Bewusstsein, dass eine unvollkommene Realität in Frage gestellt, verändert, verbessert gehört, und zwar so lange, BIS DIE AUSBEUTUNG EIN ENDE HAT, widerspricht fundamental allem, was das Klischee des Begriffs „Heimat“ ausmacht. H. zeichnet sich bei ihren Apologeten in der Regel gerade dadurch aus, dass sie sich NICHT ändert, dass sie eine heile Welt repräsentiert, die so scheint wie früher (wobei das „Früher“ in der Regel aus gutem Grund nicht näher definiert wird, weil es ein angenommenes „Früher“ ist, das mit jedweder Realität nichts zu tun hat), aus der alle Abgründe, Schmerzen, Leiden, vor allem aber jedes Bewusstsein politischer (und das heißt immer: Ausbeutungs- und Profit-) Zusammenhänge getilgt sind.

Ist es überhaupt denkbar, diesen so vollständig kontaminierten Begriff anders zu denken? Ist eine H. vorstellbar, die nicht korrumpiert und mystifiziert (ebenfalls ein Begriff bei Marcuse) ist? Die sich u. a. dadurch auszeichnet, dass sie das „Es muss anders werden“ in sich trägt? Eine H., die das Andere, das Anderssein als Wert nicht nur akzeptiert, sondern in sich trägt und damit etwas gänzlich anderes darstellt als die Postkarten-Idylle, die gemeinhin mit dem Begriff assoziiert wird, oder gar die sentimentale Gefühlswelt eines „Es war einmal“, die ihre dunkle Seite, die Gewalt, nur mühsam zu verbergen imstande ist? H. in diesem Sinne wäre der Utopie verschwistert.

Ist ein Begriff von H. denkbar, der integrativ und solidarisch ist, der ohne den Ausschluss derer auskommt, die *nicht dazugehören (sollen)*? Eine offene, einladende H., die Sprache, Natur, auch Traditionen und Rituale birgt, sich aber nicht mittels aggressiver Xenophobie oder vergleichbarer Impulse manifestiert? Ist der Begriff so kontaminiert und jeder Änderung abhold, dass man ihn, wie Thomas Ebermann fordert², den Rechten überlassen, ihn also ein für allemal aufgeben sollte? Oder ist eine utopische H., eine H. vor, nicht hinter uns, denkbar?

Wenn H. vor allem bedeutet, in einer angstfreien Situation leben zu können, warum gibt es dann keine ernsthaften linken, utopischen Angebote für H.? Warum wird H. immer in der Vergangenheit gesucht, in einem goldenen Zeitalter, im Schoß der Familie usw.? Ist es so einfach: Ist H. ein Synonym für den Mutterschoß, den man verlassen hat, in dem die Situation angstfrei war, und für ein paar folgende Jahre noch ohne eigenes Bewusstsein, und ist der Verlust dieser Unschuld der Grund für die diffuse Sehnsucht und die Angst? Warum aber nicht Neugierde, warum nicht den Kopf heben statt gesenkt halten? (Robert Pogue Harrison beschreibt³ das Kopf-Heben, die Entdeckung des Himmels sinngemäß als Beginn menschlicher Zivilisation und Transzendenz.)

11.1.2020

Die Sache muss ihre Form erst finden und durch vieles hindurch mäandern. Es gibt keinen Masterplan. Ich muss mich hindurchfressen durch meinen Puddingberg. (Dahinter liegt ganz bestimmt das geistige Schlaraffenland.) Irrtümer sind nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern müssen leider als Methode gelten. Immerhin: Zu seinen Irrtümern und Sackgassen zu stehen, ist schon eine Gegenhaltung. Weniger im Sinne

² In „Linke Heimatliebe“

³ In „Kulturgeschichte des Waldes“

von „Authentizität“ oder „Identität“ – die Begriffe sind gemeinsam mit H. unter Generalverdacht zu stellen – als schlicht Aufrichtigkeit. Als ich vor langer Zeit gegenüber Steckel einmal Adorno sinngemäß zitierte: „Sich nicht von der eigenen Ohnmacht dumm machen lassen“, lautete die lakonische Antwort: „Ist es nicht eigentlich umgekehrt?“ (Das korrekte Zitat aus „Minima Moralia“ lautet übrigens: „Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.“ Beim Recherchieren per Smartphone wird mir - neben einer Reihe von Zitaten - angeboten: „Ihr Engelsname wird enthüllt. Entdecken Sie schnell den Namen Ihres Schutzengels dank Angela, Ihrem Medium.“)

12.1.2020

Auf einer Anhöhe in der unendlichen, kargen Landschaft des Nordens zu stehen – eine Erfahrung, vermutlich dem Ozean oder der Wüste vergleichbar – und von weitem eine Regenfront auf sich zukommen sehen. Tage später der erste Besuch im Munch-Museum in Oslo. Das Gefühl der Überwältigung und äußersten Fremdheit, gleichzeitig der Aufgehobenheit und Teilhabe. „Heimat“ in der Natur, in der Kunst, als andere Definition des Begriffs. Kann man, darf man den Begriff hier verwenden? Anders gefragt: Muss man es nicht sogar, um ihn von der unendlichen Belastung durch Blut und Boden zu emanzipieren? Ist eine solche Emanzipation oder Umdeutung zulässig, oder sollte man den Begriff einfach sausen lassen und sich eigene, weniger korrumpierte Termini suchen? Aber sind Begriffe nicht insofern wie Menschen – ist es möglich, einen aufzugeben, oder muss man bis zuletzt um jeden kämpfen? Transportiert ein solcher Begriff (wie bei Ebermann) nur seine eigene, unendlich wiederholte Korruption, oder kann man andere Schichten freilegen, die darunter, davor, dahinter liegen? Eine Ahnung davon gibt ebenfalls Marcuse⁴, wenn er trotz aller gesellschaftlichen Verantwortung und trotz allen Eingebunden-Seins in gesellschaftliche und politische Prozesse darauf beharrt, dass die Kunst ihre Autonomie behält: Gibt es auch eine Autonomie der Begriffe; können Begriffe Dimensionen aufweisen (enthalten, bewahren), die ihrer Korruption und Ausbeutung widerstehen?

13.1.2020

Heute morgen kurz vor acht im Deutschlandfunk ein Bericht über den Einsatz von Robotern in Altersheimen. Die betreffende Maschine hat einen Namen, sie kichert, wenn man ihr über den „Kopf“ streicht, sie merkt sich Gesichter und kann deren ungefähre Stimmung erkennen. Wenn man Robbi abschaltet, ertönt das programmierte Glissando nach unten, das man typischerweise mit Maschinen assoziiert, die „heruntergefahren“ werden, das aber z. B. auch bei Comics eingesetzt wird, wenn eine enthusiastische Stimmung plötzlich kippt.

Eine Bewohnerin des Altersheims erzählt, dass die Maschine den Alltag interessanter oder fröhlicher macht, dass sie aber auch dazu neigt, „sich aufzuhängen“, wie es die alte Dame formuliert. Was für eine Umdeutung dieses Ausdrucks, fällt mir plötzlich auf.

⁴ in „Die Permanenz der Kunst“

Der Beitrag schließt mit dem Hinweis, dass der Roboter auch Witze erzählen kann, und einer kurzen Dokumentation dieser Fähigkeit mit anwesendem Heim-Publikum (*sic!*). Der Roboter reißt seinen Witz: Was sind die drei kürzesten Bücher der Welt? „Deutscher Humor“, „Englische Köstlichkeiten“ (einige Reaktionen), „Französische Heldentaten“ - im Deutschlandfunk ein Schenkelklopfer (siehe auch "Deutscher Humor"). *Jeder Stoß ein Franzos, jeder Schuss ein Russ, jeder Tritt ein Britt* – Lieb Vaterland, magst ruhig sein.

14.1.2020

Er stand da, auf das Brückengeländer gebeugt, und sah den Bewegungen der meterlangen grünen Wasserpflanzen zu. Zwischen den Büscheln sah er Forellen, die sich mit den Flossen fächernd an ihren Stammplätzen hielten. Immer mit dem Kopf flussaufwärts, gegen die Strömung, scheinbar mühelos. Er knabberte an einem Stück Waffelbruch, den man am Kiosk tütenweise kaufen konnte. Statt sich im Schwimmverein anbrüllen zu lassen, investierte er die 20 Pfennige lieber in die Süßigkeit und träumte sich mit dem Fluss hinaus aus der Stadt. Er konnte stundenlang auf der Brücke stehen und hinuntersehen, es wurde ihm nicht langweilig dabei. Seine Einsamkeit bekam einen Rahmen, er fühlte sich dem Element verbunden, den stummen Fischen, dem Opheliahaar. Der Fluss verriet ihn nicht. Dem Fluss war er egal, er floß einfach immer weiter, nahm alles mit sich, grub sich langsam sein Bett, war sich selbst genug. Der Junge warf ein Blatt auf das Wasser und sah zu, wie es um sich kreiselnd Fahrt aufnahm und als kleiner Punkt auf der glitzernden Fläche in einiger Entfernung verschwand. Er blinzelte in die untergehende Sonne, die langsam weniger blendete, es ging auf die blaue Stunde zu, wenn alle Schatten schärfere Konturen bekamen. Die Seele des Jungen kam zur Ruhe, er fühlte sich unbeobachtet, die Angst legte sich, die Lähmung ließ nach, der Rücken entspannte sich. Er verließ die Brücke, setzte sich an die Böschung und zog ein Buch hervor. Sein Atem ging ruhiger, als das Fließen des Wassers sich mit den Zeilen mischte zu einer einzigen ruhigen Bewegung, als ob das Pochen seines Herzens und die Bilder in seinem Kopf sich einlassen konnten auf das große Kreisen, das um ihn und in ihm war. Niemand achtete auf ihn, niemand wollte etwas von ihm, niemand tat ihm etwas zuleide.

15.1.2020

Heute morgen im Bahnhof: „Bild“-Plakatkampagne „Für Euch“. Man sieht eine möglicherweise türkisch-stämmige, schwerbewaffnete Polizistin (lt. „Bild“-Website handelt es sich tatsächlich um die „Bild“-Leserin Mehtap), die den Betrachter sympathisch, aber nicht ohne eine gewisse Skepsis ansieht, dazu den Text „Für alle, die für uns den Kopf hinhalten und dafür zu oft zu wenig Dank bekommen“. Entwickelt wurde die „Kampagnenidee“ lt. „Bild“-Website von einer Agentur mit Namen „Feinbrand“. Wie es scheint, ein originelles Wortspiel aus „Weinbrand“ und dem englischen *brand*, also der Bezeichnung für eine Marke oder ein Warenzeichen.

Weitere „Menschen“, die „jeden Tag für andere im Einsatz sind, die Verantwortung übernehmen und die mehr Wertschätzung verdienen“, sind lt. „Bild“-Website „Krankenschwester Manuela, LKW-Fahrer Reinhold oder Oma Lore in ihren

Alltagssituationen“. Oma Lore (ohne bestimmten Artikel, um der Identifikation das Tor, das ohnehin schon sperrangelweit offensteht, noch weiter zu öffnen) gehört zu denen, die „sich immer kümmern und niemals fordern“, wobei die harmlos klingende Formulierung implizit das Lamento von Wutbürgern, Pegida-Demonstranten und AfD-Wählern zitiert, dass Migranten und Flüchtlinge nichts tun wollen, dafür aber vom deutschen Staat oder deutschen Volk, egal, von *DEN DEUTSCHEN* schmarotzerhaft Sozialleistungen einklagen.

Für den ehrlichen deutschen Arbeiter steht an anderer Stelle LKW-Fahrer Reinhold, der „jeden Cent hart erarbeitet“ und für den „kein Weg zu weit ist“. So einer fordert nicht einfach Sozialleistungen, hier wird selbst malocht, dass die Schwarte kracht, und dem verdienstvollen Brummi ist kein Weg zu weit, keine Tanke zu schmierig und kein Nuttenparkplatz zu schäbig, anders als zum Beispiel solchen, die bekanntlich auf fliegenden Teppichen aus dem Morgenland zu uns reisen, nur um deutschen Frauen auf dem einschlägigen Parkplatz dann die Arbeitsplätze wegzunehmen. So eine ist Polizistin Mehtap sicher nicht, sie ist gut integriert und hat die so genannten deutschen (Sekundär-)Tugenden mit dem Löffel gefressen, hart wie Kruppstahl, Leder, Windhunde, und den seltsamen Namen kriegt man schon noch eingedeutscht, wie wäre es mit "Mehti" oder "Metti", das haut hin und klingt schon fast nach Mettigel.

Weiter geht es mit „Helden des täglichen Lebens“ wie dem Feuerwehrmann, der „für uns durchs Feuer geht“ (natürlich nicht durchs Sperrfeuer) und zu denen gehört, die „nicht viel bekommen, aber alles geben“, der Rettungsschwimmerin, die „nicht nur Spaß, sondern auch Pflicht kennt“ (nein, es handelt sich nicht um ein Zitat aus einem Kriegsverbrecher-Prozess!), oder dem Lehrer, der „unseren Kindern die Welt erklärt, damit sie die Welt erobern können“. Ein Nestbeschmutzer, wer Böses dabei denkt: Aber warum wird „die Welt“ in diesem einen Satz (grammatikalisch völlig unnötig) zweimal genannt... Doch es geht ja ums *friedliche* Erobern der Welt, nicht ums Genesen am Deutschen Wesen, und womit wir damals methodisch noch schief gelegen haben, das hat unser Tourismus weltweit längst nachgeholt.

Mit der Harmlosigkeit der „Bild“-Leser, die sich für die Kampagne angeblich oder tatsächlich freiwillig zur Verfügung gestellt haben, geht die Verharmlosung der Bilder und Begriffe daher, ein Bild ist ein Bild ist ein Bild ist eine „BILD“; und letztere hat natürlich seit jeher überhaupt kein Interesse an einer Kampagne als das Eine, nämlich grund-aufklärerisch auf Heldentaten des Alltags aufmerksam zu machen, mit denen sich Jede*r identifizieren kann. Und das lassen wir uns nicht madig machen!

Omas sind nämlich keine „Umweltsäue“, sondern kümmern sich, fordern nie und tragen schon im Vornamen „Lore“ die Schwerlast der Verantwortung und die Melancholie vergangener Zeiten, als die Männer noch hart arbeiteten unter Tage und Frauen noch richtige Frauen waren, die auf dem Gartenfleck ihrer Hauses in der Bergmannssiedlung die Wäsche aufhängten und einstweilige Backpfeifen an die Kinder verteilten. „Manuela“ und „Reinhold“, auch das sind urdeutsche Namen, in denen Dinge wie Handarbeit, Reinlichkeit, Huld mitklingen, und Metti, die Quoten-Migrantin ist immerhin auch von der Partie, WIR sind schließlich tolerant und weltläufig, und sei es auch nur gegenüber ehemaligen oder heutigen Waffenbrüdern.

Die ganze Kampagne trieft natürlich vor "Heimat", aber was ist schon Anderes zu erwarten bei „Bild“, und warum (um Hagen Rether zu zitieren) reg' ich mich auf? Vermutlich war das flotte Polizistinnen-Plakat einfach zuviel für einen, der schlecht gelaunt und ohne Frühstück, quasi noch bettwarm auf den Zug wartete.

„Kampagne“ wird lt. Google definiert als „gemeinschaftliche Aktion für oder gegen jemanden oder etwas (bei der ideologische, politische Ziele im Vordergrund stehen)“. – „Das französische Wort *campagne* wurde im 19. Jahrhundert mit der Bedeutung 'Feldzug' in die deutsche Sprache übernommen“ (Wikipedia), das erste angeführte Beispiel (wiederum bei Google) ist „eine Kampagne für die Wiedereinführung der Todesstrafe, gegen einen Politiker“.

„FÜR EUCH“: in Majuskeln geschrieben, Weiß auf Rot, ganz „Bild“-CI, dazu die Druckerschwärze: fertig sind die Reichsfarben. „Euch“ als Abgrenzungsbegriff, denn das angesprochene „Ihr“ wird ja niemand anderes sein als die geschätzte „BILD“-Leserschaft, die sich hier angeblich zur Verfügung stellt. Und sich definiert durch den Unterschied zu *DENEN*, die eben nicht *WIR* sind bzw. vertraulich als "IHR" angesprochen werden.

Das alles hingeschrieben im Zug nach Stuttgart, und bei der Ankunft in der U-Bahn Plakate der Kampagne, wohin man auch blickt, und daneben die "Meldung des Tages" auf einem Display, dass im Jahr 2019 der weltweite Fleischkonsum auf über 350 Mio. Tonnen gewachsen ist (in Deutschland ist der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch an Fleisch doppelt so hoch wie im weltweiten Durchschnitt), und wieder daneben Werbung für die Märchenstraße. Mehr "Heimat" geht nicht.

16.1.2020

Pressetermin im Verlagsgebäude des „Patriot“. Ich komme darauf zu sprechen, wie mein jahrzehntelanges Kunstnomadentum den Blick auf etwas wie H. verändert. Dass Transiträume einem gewohnter werden als die eigene Wohnung (*sic!*). Dass man in diesen Transiträumen oder in Verkehrsmitteln Rituale entwickelt, sich in ihnen wiederfindet (*sic!*), letztlich dahin kommt, dass sie einem vertrauter werden als das eigene „Heim“, als die Rituale mit den eigenen Kindern, um die man sich so sehr bemüht. Im Unterschied vielleicht zu jemandem, der sein Leben lang an einem Ort wohnt, womöglich einem kleinen Ort, und die nomadische Erfahrung nicht macht. H. wird für ihn etwas anderes sein.

Dass dies nicht zu Engherzigkeit oder Faschistoidität im Sinne von Innen/Außen, Wir/Die, Eigen/Fremd führen muss, dafür ist in der Erinnerung Lucia ein Beispiel. In den 80ern hielt ich mich häufig in Thomas Valentins Haus am Gardasee auf, eingeladen von seiner Witwe. Es gab mehrere freundschaftlich verbundene Nachbarn, darunter Lucia, eine alte Frau, die in derselben Gasse schräg gegenüber in einer winzigen, dunklen Wohnung wohnte. Dort hatte sie ihren Mann bis zu seinem Tod gepflegt, und nun überlebte sie mehr oder weniger mittellos durch Almosen aus dem winzigen Dorf, das eigentlich nur aus dieser Gasse bestand und in dem sie allerlei Hilfsarbeiten verrichtete, Botengänge verrichtete, Blumen goß, Katzen fütterte, Kinder hütete. Dafür bekam sie Naturalien, hin und wieder wohl auch etwas Geld und schlug sich auf diese Weise durch.

Mich, der ich fremd und nur zu Gast in diesem Dorf war, bat sie, die Fenster offen stehen zu lassen, wenn ich mein Instrument übte – und ich übte damals täglich stundenlang –, und abends stand sie manchmal vor der Tür mit zwei Eiern oder einigen Kartoffeln in der Hand, die sie übrig hatte und mir schenken wollte.

Ihr Bruder wohnte im Haus gleich nebenan und war im 2. Weltkrieg von der italienischen Armee desertiert, aus Jugoslawien zu Fuß nach Hause gelaufen, weil die Ernte anstand, lebte dann unentdeckt weiter in seinem Heimatdorf und arbeitete als Sanitäter in einem Krankenhaus am Ort, wo er sogar einmal, wie er erzählte, Mussolini persönlich begegnete; es handelte sich um einen Ort, der 43/44 zur Republik Salò gehörte, bis der „Duce“ von Partisanen hingerichtet wurde. Vom Balkon des Hauses, in dem ich mich aufhielt, sah man das „Vittoriale“, größtenwahnsinnige Wohnstatt und Mausoleum des "Dichterkriegers" D'Annunzio, noch heute ein Wallfahrtsort, widerlich und faszinierend zugleich.

Die Nachbarn jedenfalls wären niemals auf den Gedanken gekommen, mich als Fremden abzulehnen; vielmehr hieß es irgendwann, ich sei „come un figlio“ für sie geworden, wie ein Sohn. Leute, deren Horizont im Grunde am Ende dieser Gasse zu Ende war, die aber einen toleranten, durch und durch gastfreundlichen, unaggressiven Welt-Begriff von H. in sich trugen. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie in ihrer Umgebung, in ihren Traditionen, ihrer Kultur, ihrer Sprache lebten und starben, übertrugen sie ohne zu zögern als Gastfreundschaft auf den Fremden, den Künstler, den jugendlichen Musikanten, ohne ihm in irgendeiner Weise damit zu nahezutreten.

17.1.2020

Im ICE der Deutschen Bahn. Begegnung 1: Eine schwarze Mitarbeiterin sammelt während der Fahrt den Müll ein, der überall liegengeblieben ist. Besonders beliebt dafür sind die Netze auf der Rückseite des Vordersitzes, aber der Phantasie, wo überall man seine Essenstüten und ToGoBecher einklemmen kann, sind keine Grenzen gesetzt. Begegnung 2: Ein sehr rüder DB-Mitarbeiter in Uniform bringt einem sehr freundlichen bis untertänigen schwarzen Novizen in allen Einzelheiten bei, wie man mit einem Snack-Wagen durch die Abteile wandert und seine Produkte feilbietet. Begegnung 3 und 5: schwarze Klofrau, schwarzer Klomann, DB? Raststätte? Ich weiß es nicht mehr genau.

In der Garderobe vor dem Konzert Diskussion mit Musikerkollegen über sprachliche Feinheiten. Entzündet hat sich das Gespräch am Song über die "Umweltsau", Thema war zuerst, wie öffentlich und privat mit drastischen Ausdrücken umzugehen ist. Schnell folgt die Frage, ob "Neger" heute nach wie vor ein zulässiger Ausdruck ist, und es herrscht in der Runde völlig überraschend Einigkeit dahingehend, dass so ein Wort doch nicht so schlimm sei. Was dazu führt, dass Anekdoten die Runde machen über "Zigeunermusiker"-Kollegen, die selbst gesagt hätten, natürlich! wären sie Zigeuner, und zwar schon seit Jahrhunderten oder so, und natürlich! würden sie sich auch als solche bezeichnen. Fehlt nur noch, dass jemand sagt, die Neger würden sich schließlich auch selbst als solche bezeichnen. Dass das ganz und gar nicht dasselbe ist, wie wenn WIR sie als solche bezeichnen, und dass sich mit den zeitlichen Umständen auch die Konnotationen von Begriffen ändern und ihr zulässiger Gebrauch – das spielt keine Rolle. Scham bei mir, weil ich verstumme. Wie so oft, fallen einem die richtigen Worte zu spät ein. Es bleibt nur, dass man es besser hätte machen müssen, es sagen müssen. Wir, die wir es besser wissen müssten (wir sind, zum Teufel, "JAZZmusiker"!), machen uns gemein mit den falschen Leuten. Wir lassen es zu, dass die Sprache verludert, und die Sprache, die Bezeichnung ist der Beginn von allem. Nicht umsonst heißt es in der Bibel "Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott". Mit anderen Worten: Wer definiert, der

herrscht; das weiß jeder Tyrann. Es ist so einfach, und doch verschlug es mir – die Sprache.

(Ein Free-Jazz-Festival irgendwann im Winter an der deutsch-österreichischen Grenze, es wird 1988 gewesen sein, sehr viele internationale Kollegen wurden in Gasthäusern und Pensionen in umliegenden Dörfern untergebracht, bei unserer Ankunft kam uns die Wirtin in Tracht entgegen, ein Federbett im Arm, und sagte beiläufig-verschwörerisch zu uns: "Den Neger friert's". In allen Zimmern, die sehr, sehr lange nicht renoviert worden waren, ein Kreuz über der Tür und ein heller Fleck an der Wand, wo einmal ein Porträt gehangen hatte. Im Dorfkino abends lief Top Gun; Braunau am Inn lag direkt um's Eck.)

18.1.2020

Der Junge saß zwischen zwei mächtigen Großtanten, nach Kölnisch Wasser riechenden, schwarz gekleideten Matronen mit wogendem Busen und blauweißem Haar, er versank buchstäblich im Sofa zwischen ihnen, vor sich eine Schale mit Keksen oder Kuchen, einen Saft daneben, die Augen auf den noch neuen ersten Farbfernseher gerichtet. Der Schmerz verging, der Verlust wurde erträglich, Einsamkeit und Angst gebannt, wenn er in der Gesellschaft der beiden Beschützerinnen in die Flammenbilder des künstlichen Feuers blickte.

Wann finden die Urszenen statt, die sich einem einbrennen, von Trauer, Verlust, Schmerz, Trost, Gemeinschaft? Die man zwanghaft wiederholt und immer wieder aufsucht, ohne dass sie sich je wieder einstellen könnten? Was sich einstellt, ist die Erinnerung an ein Gefühl, und in dieser Erinnerung ein Ahnung von Wahrheit, eine Hoffnung auf Gewißheit, nein, auf Freiheit von Angst, auf das Aufheben des ersten Schmerzes, der zu gewaltig war. Zu gewaltig auch für Trostversuche, aber es gab sie immerhin, die vergeblichen Trostversuche, hilflos mit Fernsehen und Kuchen, und sie verbündeten sich mit der vergehenden Zeit, die die Konturen unschärfer werden lässt und alles abmildert, ob man will oder nicht. Als ob man mit der Beschwörung der Urszenen etwas ungeschehen machen könnte. Aber der Selbstbetrug ist einem lieber als die Wahrheit, und die Wiederholung bietet auch in ihrer Vergeblichkeit immer noch ein Vertrautes, eine Illusion von Geborgenheit, und im Zweifel ist die Illusion einer Geborgenheit uns lieber als die Wahrheit, die da lautet: Ich bin allein, und ich habe Angst.

Vor wenigen Tagen Netflix abbestellt.

19.1.2020

Auf dem Weg zur Sonntagsbäckerei von einer Platane die Rufe der Halsbandsittiche. In Schwärmen über Köln wie grüne Pfeile, und wie Krähen haben sie ihre Schlafbäume, die sie abends aufsuchen. Was für ein seltsames Thema war das vor Jahren, "Liste invasiver Tierarten", Verdrängung heimischer Vogelarten usw., wie eine Spiegelung von "Überfremdungs"-Diskussionen. Diskussionen auf einem Kontinent, der die ganze Welt kolonialisiert hat, der mit Krankheiten oder Kaninchen ganze Kontinente "überfremdet" (im Sinne von "übermalt" oder "überholt") und bis aufs Mark geplündert hat (1991 während einer Goethe-Tournee der Besuch im bestürzend leeren Nationalmuseum in Mexico City

und der Hinweis, der Ausdruck "Amerika" sei bitteschön kein Synonym für die USA, seither sage ich nicht mehr "Amerika", wenn ich die USA meine). Noch dazu wohne ich in einer Stadt, die die Kolonie im Namen trägt: Wie lange hält sich das Bewusstsein, selbst kolonisiert oder vertrieben worden zu sein, und wann macht es bräsig-aggressiven Definitionen von H. Platz?

Beschäftigt man sich mit einem Thema wie "H.", dann ist es so, als würden sich Metallspäne an einem Stabmagneten ausrichten. Alles hat obsessiv mit dem einen Thema zu tun. Überall Zusammenhänge. Aber sind nicht überall Zusammenhänge?

Vor einem Café auf dem Weg grüßt mich eine Frau, die im Januar draußen sitzt, und sagt "Was so stinkt, bin ich, das hat mit Ihnen nichts zu tun." Gegenüber der Fliegenfischerladen mit aktueller Angler-Idyllen-Esoterik, Titeln wie "Unendliche Stille". Dabei geht es nur darum, ein paar Fische totzuschlagen (ich weiß es, ich habe meine ersten Forellen in der Nördlichen Umflut gefangen). Einige Häuser weiter in der Auslage des Antiquariats "Auf der Suche nach den Ursprüngen – Die Australienreise des Anthropologen und Sammlers Hermann Klaatsch 1904 - 1907", daneben Wolfgang Hildesheimer, Endlich allein.

Auf dem Laptop auf ARTE das irische Flüchtlings-Krimi-Drama "Tödliche Flucht". (Weil ich ja Netflix gekündigt habe.) Irritiert durch den tendenziösen deutschen Titel, der nahelegt, dass die Flucht selbst tödlich war oder sein kann, die Folgen also zumindest partiell in der Verantwortung der Flüchtenden liegen, recherchiere ich nach dem Original. "Taken Down", ein wirklich hervorragender Titel, hat unter anderem die Bedeutungen: demontiert, getötet ("takedown rifle"), aufgenommen (im Sinne z. B. eines Videomitschnitts), protokolliert, gedemütigt usw. Welche Verantwortlichen bei ARTE (und ARTE gilt ja nicht als ausgesprochener Lieblingssender der AfD-Wählerschaft) sind verroht und stumpf genug, den deutschen Titel durchgehen zu lassen.

20.1.2020

Ergänzung zu gestern, gefunden auf nabu.de.

In der 'Unionsliste' invasiver Arten benennt die EU Tier- und Pflanzenarten, die mit ihrer Ausbreitung Lebensräume, Arten oder Ökosysteme beeinträchtigen und daher der biologischen Vielfalt schaden können. Sie wurde 2019 von 49 auf 66 Arten erweitert.

"Über die Liste wurde seit der Veröffentlichung eines ersten Entwurfs, den die EU-Kommission nach Beratung mit den Mitgliedstaaten und zahlreichen Expertengremien im August 2015 vorlegte, intensiv gestritten. Hauptkritikpunkt: Die gelisteten Arten machen nur einen Bruchteil der EU-weit als invasiv angesehenen Arten aus. Die erste offizielle Liste von 2016 enthielt dann 37 Arten, bei der Revision 2017 wurden 12 Arten neu aufgenommen, auch für Deutschland relevante wie Riesenbärenklau und Drüsiges Springkraut, Nilgans, Marderhund und Bisam.

Eine zweite Erweiterung, dieses Mal um 17 Arten, gab es Mitte 2019 (EU-Durchführungsverordnung 2019/1262). Relevanteste Art aus deutscher Sicht ist dabei der ursprünglich aus China stammende Götterbaum. Schon vor 1800 eingeführt, begann seine Karriere dann so richtig nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich *Ailanthus altissima* als

„Trümmerbaum“ in unseren Städten stark ausbreitete. Heute ist er überall etabliert und auch geduldet. Probleme kann es lediglich im Offenland geben, wenn Götterbäume aus Naturschutzsicht wertvolle Lebensräume überwuchern.

Allein in Deutschland sind mindestens 168 Tier- und Pflanzenarten bekannt, die nachweislich negative Auswirkungen haben – oder haben könnten. So viele Arten listet das Bundesamt für Naturschutz in seinem Managementhandbuch für invasive Arten auf. In der gesamten EU gehen Experten sogar von rund 12.000 gebietsfremden Arten aus, von denen etwa 15 Prozent als invasiv eingestuft werden, und damit potenziell Schäden ausrichten."

Es folgen Links, u. a. der untenstehende zu "invasiven gebietsfremden Arten der Unionsliste", darunter die in Lippstadt häufige Nutria (die übrigens sehr wohlschmeckend sein soll) und der Sonnenbarsch, über den es in einer Abwärmestudie des BUND heißt: "Durch die Kühlwassereinleitungen [aus Kraftwerken, DR] erreichen die ursprünglich nicht heimischen Blaubandbärtling und Sonnenbarsch stellenweise bereits erhebliche Dichten in der Lippe." Der Temperaturanstieg durch Kraftwerke in Teilen der Lippe betrug schon vor Jahren 1,5 bis 2 Grad, hier wurde quasi der Klimawandel vorweggenommen. Die Diskussion über die "invasiven Arten" ist geprägt von einem Vokabular, das ansonsten in der Diskussion über Migranten vorkommt, man sehe sich nur mal einschlägige Angler-Foren an. Auch bei NABU oder BUND mangelt es an Sensibilität, diese sprachlichen Spiegelungen wahrzunehmen. Im übrigen gelangen Massen von Sonnenbarschen, Rotwangenschildkröten oder Katzenwelsen nicht etwa "invasiv" in unsere *Heimatgewässer*, sondern deshalb, weil Leute, die sich die exotischen Tiere aus Jux gekauft haben, sie irgendwann leid sind und aussetzen, durchs Klo spülen oder auf andere Weise loswerden.

<https://www.bfn.de/fileadmin/BfN/service/Dokumente/skripten/Skript471.pdf>

21.1.2020

Kann nicht sein, dachte ich. Im Band "Zonen der Selbstoptimierung" bei Matthes & Seitz wird im Vorwort ein WDR-Feature erwähnt, in dem Anke Engelke (*sic!*) der Frage der Selbstoptimierung nachgeht. Wer mag das sein, denke ich, doch nicht etwa die (mir flüchtig bekannte) Komödiantin (Comedian) und Moderatorin? Sicher eine zufällige Namensgleichheit. Also youtube, Anke Engelke, Selbstoptimierung, da ist sie. Aber kann das sein? Wer der mittlerweile populären Formulierung von der Selbstoptimierung vermutlich irgendwie kritisch nachgeht, kann doch nicht gleichzeitig in seinen Programmen auf Privatkanälen die Leute mit mehr oder weniger schnöden Witzen zum Lachen... Doch, kann er bzw. sie. Weil die Trennung von Beruf und Leben insbesondere bei Mediengestalten so selbstverständlich ist, dass selbst eine groteske Kluft zwischen beiden einfach gekauft wird. Zum Beispiel erhält ein Thomas Gottschalk, der wie kaum ein zweiter für die Verblödung des TV-Publikums durch sog. "große" Samstagabendshows steht, den Jürgen-von-Manger-Preis für sein "Lebenswerk". Oder der schlimme Fundamentalist Peter Hahne darf nicht allein ZDF-Nachrichten moderieren, sondern verantwortet Kindersendungen, erhält ein eigenes Talk-Format und wird stellvertretender Leiter des ZDF-Hauptstadtstudios (seine Bücher haben eine Gesamtauflage, die in die Millionen geht). Weil, das Eine hat mit dem Anderen ja nichts zu tun. Es sei denn in der Kunst: Wenn ein Künstler oder ein Autor sich privat oder politisch

unbotmäßig äußert, wird sofort und unnachgiebig auf seine Kunst oder Literatur eingeschlagen, siehe Handke. Weil bei Künstlern Kunst und Leben kongruent zu sein haben. Natürlich erwarten das in der Regel Leute, die z. B. von Handke keine einzige Zeile gelesen haben. Aber ich schweife ab.

Wie kam ich überhaupt darauf? Ich war kurz in der Bank und zahlte Bargeld ein, als Musiker verdient man gelegentlich noch sowas, und ohne mich anzublicken stopfte die Mitarbeiterin den Betrag sofort in die Geldzählmaschine, worauf ich mich dazu hinreißen ließ, scherzhaft zu fragen, ob wir der Maschine denn Glauben schenken sollten. Mich selbst über meinen plumpen Scherz ärgern, wurde mir kurz darauf der Grund dafür klar, nämlich die einfache Tatsache, dass es entscheidend ist, ob man Teil der Maschine ist oder nicht. Oder besser – weil wir alle *nolens volens* Teil der Maschine sind –, ob wir darunter leiden oder nicht. Es noch bemerken. Bedauern. Dass es uns so ergeht wie in den ikonischen Szenen von „Metropolis“ oder Chaplins „Modern Times“. Nein – stimmt nicht: Wir werden nicht mehr von der Maschine zermahlen, zerbröseln, zerkleinert wie Max und Moritz, wir selbst SIND ja die Maschine.

Man sieht also tatsächlich *die* A. E. im WDR-Fernsehen in der Reihe "Menschen hautnah", einem durch starke Betroffenheit sich auszeichnenden Format, bei dessen Titel man schon speien möchte. ("Heimat ist da, wo man am liebsten speien möchte", hat Herbert Achternbusch einmal gesagt.) Weil, es ist Fernsehen, also Bildschirm und nicht hautnah, und überhaupt, wer möchte schon fremde Menschen hautnah... Egal. Die auf skandalöse Weise spießig-idyllisch-betroffenen Vorspannbilder sind allen Ernstes unterlegt mit dem Liedchen „One Day“, das auf eine junge Frau namens Julia Engelmann zurückgeht, die großen Erfolg damit hat, komplexe Themen auf wenige einfache Zeilen zu reduzieren und sich diese kleinen Slogans auch selbst noch zu glauben. "Ein bißchen Liebe" ist im Vergleich ein Punk-Anarcho-Titel. Da sind einem Zyniker noch lieber; sie wissen wenigstens im besten Falle, was sie tun. Dieser Vorspann ist für sich schon so abgründig, dass man lange darüber schreiben könnte. Jedenfalls sieht man im Anschluss, um Spannung aufzubauen, A. E. erst von hinten durch einen Park spazieren, Streicher und getupftes Klavier, während man aus dem Off ihre Stimme hört: „Haben wir das gelernt, uns okay zu finden? Darf man sich überhaupt okay finden?“

Ich schalte aus, als Anke sich umdreht – ja doch, sie ist es tatsächlich – und möchte brüllen NEIN, WIR SIND EBEN NICHT OKAY. Oder besser: DANN LIEBER NICHT. Du kannst nicht Teil DIESER Maschine sein UND sie kritisch betrachten. Aber es hat keinen Zweck. Youtube aus, Eintrag geschrieben, Flasche entkorkt. „Die letzte Waffe ist der Korkenzieher.“ (Dante)

22.1.2020

"Die Sekte, das ist der soziale Boden, auf dem Reinheitsgebote und Orthodoxie erblühen – bei der Mehrheit der Bevölkerung nur zu fühlbar als die Unduldsamkeit, die keinerlei Einwände gegen den status quo aushält (...); die 'intolerance of ambiguity', die den eigenen Zweifel so fürchten kann, dass sie den Anlass für Zweifel ausspeit und sich selbst borniert macht, sich alltäglich dogmatisiert." Peter Brückner (1922-1982)

Brückner entwickelte in den 1970er Jahren das Paradox der "Mehrheit als Sekte". Ich stieß heute durch eine zufällige Verbindung auf den Namen, das Buch „Ulrike Marie Meinhof und die deutschen Verhältnisse“ war mir irgendwie ein Begriff, ohne dass ich es gelesen hätte; ich bin etwas zu jung, um diesen Teil der Nachkriegsgeschichte unmittelbar bzw. schon emanzipiert und mit eigener Haltung erlebt zu haben. In Elternhaus und Schule bekam man nur diffus den Eindruck, es mit einem Vorgang zu tun zu haben, der einfacher dargestellt wurde, als er war.

Später lernte ich diverse Menschen kennen, die unmittelbarer mit der Sache zu tun gehabt hatten – nicht als Täter natürlich, aber als denkende Zeitgenossen –, und in dem Zusammenhang erhielt ich Kenntnis von dem Buch, das sozusagen von beiden Seiten angegriffen wurde. Das sprach für das Buch.

„H.“ scheint auf jeden Fall ein Begriff zu sein, den eine zur Sekte mutierte Mehrheit insofern für sich vereinnahmt wird, als er diffus genug ist, um alle Projektionen aufzunehmen, und gleichzeitig so gefühlsbeladen (bzw. belastbar), dass er beim Publikum (also den Sektenmitgliedern) scheinbar eindeutige, authentische Reaktionen hervorzurufen in der Lage ist. Die Analyse politischer Verhältnisse bleibt damit schnell auf der Strecke, und so soll es ja auch sein.

Brückner verteidigte das politische Mandat der Wissenschaft, einer "eingreifenden" Wissenschaft - einer nicht bloß "ergriffenen". Eingreifen im politisch entscheidenden Moment, nicht erst, wenn etwas "theoriefähig" geworden war. Er zettelte die Diskussion an, lange bevor das Verfahren des Diskurses eröffnet worden war. Das wurde als Provokation verstanden: der Gewalt der Repression die Schläue des Wortes entgegenzusetzen. "Kritik" als Waffe, gerade dann benützt, wenn der Staat seine Gesetze bricht. Denunziation der (Reproduktion der) Gewalt - nicht nur der Herrschenden, aber des Produkts ihrer Verhältnisse. Dieser "kritische" Bereich ist das Feld seiner Untersuchungen, kritische Wissenschaft wie Peter Brückner sie betrieben hatte, ist ebenso beunruhigend, wie ihr Gegenstand, der Bereich sozialer Unruhe.

Aus: Almuth Bruder-Bezzel & Klaus-Jürgen Bruder, Peter Brückner (FU Berlin)

23.1.2020

In diesen Tagen jährt sich die Befreiung Auschwitz zum 75. Mal. Heute Gedenkveranstaltung in Yad Vashem.

Eine Geschichte aus meiner Familie: das Massaker im Langenbachtal bei Warstein, bei dem Ende März 1945 71 Zwangsarbeiter*innen erschossen wurden. Es gab weitere Tötungen in der Umgebung (Suttrop, Eversberg), insgesamt waren es 208 Opfer. Das "Massaker im Arnsberger Wald" war Teil des sog. "Endkampfes" und wurde von der "Division zur Vergeltung" verübt, die z. T. aus SS und z. T. aus Wehrmacht bestand. Die Massengräber wurden im Mai 1945 entdeckt und exhumiert, und die gesamte Warsteiner Bevölkerung, darunter die Familie meines Vaters, musste die Leichen in Augenschein nehmen.

Im nahegelegenen Meschede wurde aufgrund des Massakers von einer Gruppe von Bürgern 1947 ein "Sühnekreuz" errichtet, das aber sehr umstritten war und vier Mal

geschändet wurde, bis man es schließlich zuerst an geheimer Stelle vergrub, dann lange versteckte und erst 1981 in der Pfarrkirche Mariä-Himmelfahrt wieder errichtete.

Einer der Initiatoren des "Sühnekreuzes" war der Mescheder Journalist Georg D. Heidingsfelder, der aufgrund seiner NS-Kritik in der Wehrmacht untertauchen musste und durch die folgenden Kriegserfahrungen Militär und Krieg radikal ablehnte. Nach dem Krieg gehörte er zu den von den Amerikanern ausgewählten "Selected Citizens", die in besonderer Weise helfen sollten, ein demokratisches Deutschland aufzubauen; und er gehörte konsequenterweise zu denjenigen, die die Wiederbewaffnung ablehnten: "... da ich zu denen gezählt werden wollte, die sich in dieser Wunderwelt der Prosperität als Pilger und Fremdlinge fühlen und lieber in Armut zugrunde gehen wollen, als nur ein Jota ihrer Überzeugung preiszugeben, dass dieses christliche Abendland eine Welt der Lüge ist."

Erst vor wenigen Jahren schälten sich aus dem Schweigen, das in meiner Familie ebenso herrschte wie fast überall, sparsame Informationen heraus, z. B. dass ein Großvater bei der SS gewesen, eine Großmutter aktiv im Widerstand gegen Hitler gewesen war.

24.1.2020

Der "Dax", also der Deutsche Aktienindex, ist, so konnte man gestern wieder lesen, auf ein neues Rekordhoch "geklettert". – "Anders als etwa die großen Indizes an der Wall Street fehlte dem Dax lange Zeit die Kraft für einen Sprung auf neue Höhen." (Spiegel online) – "Es ist vollbracht... Doch die luftigen Höhen scheinen den Börsianern dann doch etwas zu dünn zu sein." (ntv) – Und das Handelsblatt titelt "Rekordhoch ist eine Blamage für die Profis". Wer aber erwartet, in dieser Zeile etwa eine Stimme zu vernehmen hinsichtlich der Tatsache, dass sich die Entwicklungen an den Börsen schon jahrzehntelang von der Realität der Menschen entfernt haben, quasi auf einem anderen Planeten stattfinden, liegt vollkommen daneben. Die Rede ist vielmehr davon, dass selbst "Profis" nicht erwartet haben, dass der "Dax", der gern mit Bildchen von Bulle und Bär garniert oder auch mit dem gemütlich vor sich hin grabenden Waldbewohner identifiziert wird, die "Hürde" zum Rekordstand so schnell nimmt.

Die Sprache verrät es: Je getrennter die Börse vom Leben der Menschen ist, oder, um es moralischer zu nehmen, je eindeutiger die Börse zu einem weltweit rasenden, keinerlei Rücksicht nehmenden, völlig abgehobenen, profithörigen Kapitalismusmotor wird, desto mehr wird Wert gelegt auf Tiervergleiche, auf möglichst traditionelle, volkstümliche Sprachbilder, gern aus dem Alltagsleben, immer versehen mit Identifikationsangeboten in Richtung Idylle. Passenderweise werben Banken immer wieder damit, "Heimat" zu sein, „Heimatbank“. „Heimatliebe“. „Ein starkes Stück Heimat“, ja sogar „Heimat im Netz“. Handelsblatt: „Eine Liebeserklärung – Sparkasse ist ein Stück Heimat“. Das Bibel-Zitat des am Kreuz hängenden Jesus zu verwenden („Es ist vollbracht“), ist aber ein besonders starkes Stück.

Aus der Gründungsurkunde der Sparkasse 1819:

Die Spar-Casse hat den Zweck, „dem Fabriksarbeiter, dem Handwerker, dem Tagelöhner, dem Dienstbothen, dem Landmanne, oder sonst einer gewerbfleißigen und sparsamen minderjährigen oder großjährigen Person, die Mittel an die Hand zu geben, von ihrem

mühsamen Gewerbe von Zeit zu Zeit ein kleines Capital zurück zu legen, um solches in späteren Tagen zur Begründung einer besseren Versorgung, zur Aussteuer, zur Aushilfe in Krankheit, im Alter, oder zur Erreichung irgend eines löblichen Zweckes zu verwenden.“

Lars Distelhorst zitiert in „Zonen der Selbstoptimierung“ (Matthes & Seitz) die Studie „A Bit Rich“ der New Economics Foundation (in der Netz-Heimat zu finden):
Es wurden „sechs Professionen miteinander verglichen, von den drei einen hohen Status besitzen (Banker, Werbefachmann, Steuerberater) und drei einen niedrigen (Krankenschwester, Putzkraft im Krankenhaus, Müllmann). Die Frage war, wie sich das Gehalt der sechs Berufsgruppen zu den gesellschaftlichen Konsequenzen ihres Schaffens verhält. Die Ergebnisse überraschen: für jedes Pfund seines Lohns zerstört der Banker 7 Pfund des gesellschaftlichen Reichtums, der Werbefachmann 11,5 und der Steuerberater 47, wohingegen die Krankenschwester für jedes Pfund ihres Lohns 7 Pfund für die Gesellschaft erwirtschaftet, die Putzkraft 10 und der Müllmann 12.“

25.1.2020

1993 fing ich am Schauspielhaus Bochum an, als Musiker und Komponist für das Sprechtheater zu arbeiten. Man konnte damals in Bochum (unter dem Intendanten Frank-Patrick Steckel) den Eindruck gewinnen, es gäbe im Theater eine Kultur der Auseinandersetzung mit brennenden Fragen der Gesellschaft und der Geschichte, und zwar anhand der und mit den ausgewählten Texten, die zur Aufführung kamen. Im Arbeitsprozess, der zur Aufführung führte, bewegte man sich gemeinsam in einem solidarischen, geschützten Denk- und Phantasieraum. Dieser Schutz war gleichzeitig einer nach außen (im Sinne eines Laboratoriums, in dem ohne Zeugen probiert, überprüft und ausgewählt wird, was schließlich der Öffentlichkeit gezeigt wird) und einer nach innen, im Sinne einer Arbeitskult der Offenheit und Kritikfähigkeit, aber auch – im weitesten Sinne, ich will das nicht glorifizieren – einer gemeinsamen Haltung gegenüber der Arbeit: Befragen des Textes bedeutete gleichzeitig Befragen der Gesellschaft und Befragen seiner selbst. In diesem Theater-Labor konnte man etwas finden wie eine geistige oder Arbeits-„Heimat“ wie einer vertrauten Werkstatt, in der man sich jeden Tag aufhält, in der man sich gemeinsam einem bestimmten Ziel widmet (der Inszenierung), in der man aber auch bei aller Verschiedenheit bestimmte geistige Grundhaltungen teilt. Theater machen, so Steckel sinngemäß, bedeutete zuallererst, die Umstände und den Menschen (d. h. auch sich selbst) als veränderbar vorauszusetzen. Sich in der Arbeit an den Texten zu verändern, zu entwickeln, hieß in der Konsequenz, Fragen, Vorschläge, Utopien für die Welt auf die Bühne zu bringen und damit zur Diskussion zu stellen.

25 Jahre später.

Im Sommer 2019 war ich für die Musik einer aufwendigen Inszenierung für Kinder zuständig. Eine Arbeit, die ich seit jeher gern mache, weil es immer auch darum geht, Kinder mit den Mitteln des Theaters dazu einzuladen, sich auf Geschichten, auf Konflikte, auf Fragen einzulassen, und zwar mit anderen Mitteln als denen, die per Smartphone, in Videospielen, von Massenmedien insgesamt angeboten (oder verordnet) werden. Dass man damit auf verlorenem Posten steht, eine Art Rückzugsgefecht ficht, ist ein anderes Thema.

In einer Probenpause posaunte eine leitende Mitarbeiterin hinaus, sie habe schon wieder in der Zeitung von einem neuen Missbrauchsskandal gelesen; Kinderschänder solle man

sofort an die Wand stellen. Niemand reagierte. Ich fühlte mich gezwungen, dazu Stellung zu nehmen, und sagte, meiner Meinung nach hätte jemand, der so etwas von sich gibt, am Theater nichts zu suchen. Worauf ich zur Antwort bekam, jeder hätte ein Recht auf eine eigene Meinung. Worauf ich sinngemäß etwas sagte wie, es gäbe aber kein Recht auf öffentliches dummes Geschwätz. Ende der Diskussion, die Probe ging dann weiter. Ich erwartete – da es sich ja um eine Probe mit entsprechend vielen Mitarbeitern handelte, mithin um eine Art, wenn auch interner, Öffentlichkeit, und nicht etwa um ein Zwiegespräch –, dass die Sache in größerem Kreise nochmal zur Sprache käme, aber es unterblieb trotz Insistierens meinerseits. Später hieß es lapidar, wir (also sie und ich) würden uns halt nicht mögen...

Was war geschehen, das mich – in totalem Gegensatz zu dem gemeinsamen Verständnis von Kunst in Bochum, von dem ich schrieb – so sehr verstörte, dass ich mich, wohlgermerkt nach einer ganzen Reihe ähnlicher Vorkommnisse, so gar nicht mehr "heimisch" fühle am Theater, so gar nicht mehr "geschützt"?

Erstens hatte jemand eine der größten Errungenschaften der Zivilisation, nämlich die Ächtung der Lynchjustiz, in Frage gestellt und war dafür nicht zur Rede gestellt worden. Wurde es auch später nicht. Egal warum, ich fand und finde, eine Auseinandersetzung hätte stattfinden MÜSSEN. Dies zu unterlassen, entspringt einer Art von Theater-Pragmatismus, wie man sie landauf, landab erlebt; so macht sich die Theater-"Kunst" zum Büttel des gesellschaftsweiten Quoten- und Entertainment-Postulats. Hauptsache, wir werden bis zur Premiere mit der Sache fertig, und sie hat Erfolg. Nach uns die Sinnflut...

Zweitens, und das lässt einen buchstäblich den Boden unter den Füßen verlieren, hört man ohne Widerspruch eine Formulierung wie "wird man ja wohl noch sagen dürfen", einen Kernsatz von AfD-Anhängern und allen sog. Populisten; einen Satz, mit dem sie die Rechte der Meinungsfreiheit in Anspruch nehmen, nur um mit ihrem Müll und ihren Verbalinjurien die Grenzen von Anstand, Mitmenschlichkeit und Toleranz zu überschreiten, oder besser: zunichte zu machen. Das mag, wer beschränkt genug ist, wie beschrieben in ähnlicher Weise zum Besten geben, es muss ihm dann Einhalt geboten werden. Was nicht angeht, ist, dass diese Sprachregelung unwidersprochen und undiskutiert hingenommen wird, und anschließend business as usual.

"Warum ich in meiner Arbeit keine Heimat mehr habe" hätte die Überschrift über meinen Sermon lauten können. Da es aber nur um einen einfachen Verlust an Illusionen geht – so *what?!* Jemand ist naiv gewesen, jemand hat sich etwas erträumt oder vorgestellt, jemand ist damit gescheitert. Das ist auf eine Weise auch wieder in Ordnung. Warum sollte ausgerechnet der Bereich der Kunst ein geschützter sein? Man läuft eben herum, *als ob Einem die Augenlider weggeschnitten wären*, da muss man damit klarkommen, dass die profane Realität gelegentlich in die Illusionswelt einbricht. *Der einsame Mittelpunkt im einsamen Kreis*. Oder?

Zitate: Kleist, Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft

26.1.2020

Heute Konzert mit Deep Schrott in Kassel. Wie erstaunlich, dass man in Lippstadt den Eindruck hat, die Stadt bzw. Nordhessen befinde sich quasi auf einem anderen Planeten, dabei fährt man am Rand des Sauerlands gerade mal eine Stunde, um, sagen wir, die *documenta* zu besuchen. Für Lippstädter ist dieser Katzensprung eine innere Weltreise. Offenbar wirken historische Entfernungen, Grenzen, Unterschiede zwischen den Regionen viel länger nach, als man es individuell wahrhaben möchte in einer Zeit, die durch Gleichzeitigkeit und schrumpfende Reisegeschwindigkeiten geprägt zu sein scheint. Westfalen und Hessen-Kassel trennt immer noch eine Welt...

Jedenfalls ist das Staatstheater Kassel mein häufigster Arbeitgeber gewesen in 25 Jahren Tätigkeit als Bühnenkomponist und -musiker. Zugleich ein Ort prägender Erfahrungen, was dieses Gewerbe angeht, das so heimatlos und flüchtig ist wie kaum ein anderes, das ich mir vorstellen kann. Man kommt irgendwann irgendwoher zu irgendeinem Thema/Text/Stück, trifft auf irgendwen (Hausleitung, Schauspieler, technische Mitarbeiter, Kantine usw.), macht irgendwas und fährt irgendwann wieder irgendwohin. Probebühne, Kantine, Gästewohnung oder Hotel, Restaurant sind die typischen Aufenthaltsorte des mobilen, flexiblen Kunstnomaden. Wochen später erkennen einen diejenigen kaum wieder, mit denen man gerade noch intensiv gearbeitet hat (wiederholte Erfahrung).

Alle stecken permanent bis obenhin voller Angst, sind jederzeit künd- und abrufbar. Die Hierarchie in deutschen Staats- und Stadttheatern ist eine Brutstätte des Feudalismus, es wird *ex cathedra* entschieden (natürlich trägt man eine Debattenkultur vor sich her, aber das ist ein bloßes Feigenblatt für Egoismus, Eitelkeit, Willkürentscheidungen, skrupellose Selbstbedienung, Ehrgeiz auf Kosten anderer, *name dropping* und *survival of the fittest*). Loyalität gibt es, wenn überhaupt, nur von unten nach oben. Es wird angebrüllt, intrigiert, weggebissen, es herrscht ein Klima von *divide et impera*, alle kuschen, wenn der Intendant oder die Intendantin sich nur räuspert. Innerhalb der einzelnen Produktionen kann man froh sein, wenn die Leitung (in diesem Fall der allmächtige Regisseur, über dem im *ranking* nur noch der Intendant thront) nicht jede schlechte Laune und jede eigene Unsicherheit oder Unfähigkeit an allen anderen auslässt. Nach außen wird schließlich Kunst präsentiert, dies gemeinhin verknüpft mit einer wohlfeilen gesellschaftskritischen Haltung, die von einem als "Künstler" schließlich erwartet wird. Die so behauptete kritische Haltung ist Teil des korrupten Systems, statt dasselbige irgendwie in Frage zu stellen. Die Protagonisten schwimmen wie die Fettaugen auf der Suppe des hochsubventionierten Kunstbetriebs, den die Gesellschaft sich gern leistet, an dem sie sich gern delectiert, innerhalb dessen eng gesteckter Grenzen sie sich gern die Hofnarren der Kunst leistet. (Aber wehe, jemand meint es ernst!)

Als Mitarbeiter wird man geschätzt, wenn man ein zuverlässiger und belastbarer Zulieferer ist; noch mehr, wenn man freiwillig mehr leistet als das, was erwartet und wofür man bezahlt wird. Austauschbar ist man jederzeit, es gibt immer genug andere, die den Job auch für etwas weniger machen. Solidarität unter den Kunstsklaven gibt es nicht, weil ohnehin jeder vereinzelt unterwegs ist (s. o. *divide et impera*). Am schlimmsten trifft es die freien Mitarbeiter, insbesondere die künstlerischen freien Mitarbeiter: Wenn sie nicht unzerstörbaren Ruhm, am besten im Verein mit Jugend und Attraktivität, mitbringen, sind sie so schnell gefeuert wie angeheuert bzw. werden nicht mehr berücksichtigt, inkl. späterer übler Nachrede, die nicht unbedingt intern bleibt, sondern durchaus auch von Theater zu Theater weitergereicht wird. („Der/die ist *schwierig*...“) Man lasse sich niemals durch die Tatsache, dass man in diesen Arbeitsverhältnissen „auf Montage“ mehr Zeit verbringt als zuhause, dazu hinreißen, Gefühle zu entwickeln wie zu einer „Arbeitsheimat“. Man wird lediglich noch verwundbarer.

Wer Ansprüche an Arbeitsumstände und Gehalt stellt, die sich auf dem unteren Niveau menschenwürdiger Praxis bewegen, läuft schon Gefahr, abserviert zu werden. Man trifft sich bei Fleischmärkten, "Premierenfeiern" genannt, lässt die Inszenierungen von IntendantInnen und einflussreichen oder hoffnungsvollen RegisseurInnen hochleben – *eine ganz starke Arbeit, mein Lieber, meine Liebe, habe ich sehr gemocht* –, trägt die eigene Haut zu Markte und hofft inständig, irgendjemand aus der Theater-Nomenklatura aufzufallen.

Aber was soll man tun? *T.I.N.A. rules* - „*There Is No Alternative*“. Alternative Konzepte zu Leitung, Mitsprache, Arbeitsorganisation werden ignoriert oder belächelt, und wenn alles noch schlechter, boshafter und würdeloser wird, *another turn of the screw*, gibt es immer noch jemanden, der sich findet, um das gegen ein paar Euro umzusetzen und sich und den KollegInnen damit einen Bärendienst zu erweisen.

Bitter oder ver-bittert? Nein. Desillusioniert und realistisch. Wütend und traurig. Schreibe ich im Zug zu den nächsten sog. Endproben (*sic!*). Weiß um das alles, habe es zu Genüge erlebt – aber: T. I. N. A. (Erwähnte ich, dass ich vor mehr als 2 Jahren entschieden habe, das Kasseler Theater nicht mehr zu betreten?)

27.1.

Holocaust-Gedenktag.

Im Interview berichtet der Leiter der Gedenkstätte Buchenwald, vor Jahren habe es unter den Besuchern noch viele Holocaust-Leugner gegeben. Im Unterschied dazu gebe es heute viele Holocaust-BEFÜRWORTER. In Buchenwald hätte man das Problem mit den Flüchtlingen schneller gelöst, würde man dann hören etc.

1634.

So viele "nach dem Bundesentschädigungsgesetz anerkannte Konzentrationslager und Außenkommandos" gab es im Deutschen Reich. 1634.

22% der Deutschen finden, es werde zu viel an die NS-Zeit erinnert. Wer diese Zahl auf welche Weise erhoben hat, erfährt man nicht.

"Man muss die gesamte Lebensleistung würdigen. Nicht nur das Verhalten während der NS-Zeit," hieß es in meiner Familie, wie in vielen, vielen anderen.

Matthias Buth, Rechtsanwalt, Lyriker und u. a. ehemaliger Leiter des Justitiariats der Bundesregierung: "Der Bundesgerichtshof vertrat bis vor fünf Jahren die sogenannte *Animus-Theorie*, wonach Täter der Massenmorde nur diejenigen sein konnten, welche die Tat als eigene gewollt hätten. Damit konnten sich die meisten freistellen und die eigene Tat dem höher Gestellten in der SS-Hierarchie überantworten. Man war dann allenfalls Gehilfe der Mordtaten.

Nachdem nun fast alle Täter verstorben sind und die allerletzten Prozesse gegen KZ-Wächter geführt wurden und werden, hatte der Bundesgerichtshof ein Einsehen, hat die

Animus-Theorie aufgegeben und erkennt zurecht, dass maßgeblich für den Mittäter in den Todesfabriken das Erkennen und Handeln im Rahmen des staatlichen Gesamtauftrages der KZs war, nämlich die planmäßige Ermordung von Millionen Menschen. War dies gegeben, war der Tatbeitrag Mord." (Zitiert nach Deutschlandfunk Kultur, 27.1.)

Nachdem verurteilte Deserteure der Wehrmacht 2002 endlich rehabilitiert wurden, gilt es als nächstes, den Begriff der Nestbeschmutzung grundsätzlich zu rehabilitieren. Sogenannte Nestbeschmutzer sollten als wertvolle Mitglieder der Gesellschaft gewürdigt, der Begriff "Nestbeschmutzer" als Ehrentitel anerkannt werden. Und der Bundespräsident müsste jährlich einer Anzahl besonders vorbildlicher Nestbeschmutzer feierlich das Bundesverdienstkreuz verleihen.

28.1.

Online alte Postkarten aus Lippstadt recherchiert. Gleichgültig, ob aus den 20er/30er Jahren, aus den 50ern oder 70ern, es sind immer dieselben 5 bis 10 Motive, mit denen man bzw. mit denen sich Lippstadt darstellt: Marienkirche, Ansichten von Lippe/Grüner Winkel, Lange Straße, Rathaus, Stiftsruine, Panorama- oder später Luftaufnahmen. Einzelne oder in Gruppen. Was ist eine „Sehenswürdigkeit“? Was ist sehenswert, also wert, betrachtet und wahrgenommen zu werden? Was bedeuten Ansichten, wenn die Realität (sinngemäß zitiert nach Brecht) „in die Funktionale gerutscht“ ist? Als Beispiel führt BB an, dass die Ansicht der Mauern einer Fabrik nichts darüber aussagen, was sich innerhalb dieser Mauern abspielt.

Die ewiggleiche Wiederholung, das Insistieren auf den unveränderlichen Motiven der „Sehenswürdigkeiten“, also ganz bestimmter Ausschnitte der Stadt, wirkt auf zweierlei Weise: nach außen und nach innen. Nach außen stellt sich die Stadt als pittoresk und traditionsbewusst dar, stellt vor allem das zur Schau, was auch der Besucher bei einem kurzen Rundgang als Wohlgefühl mitnehmen kann und möchte. Nach innen wirken die Darstellungen als Selbstvergewisserung, als Bestätigung der Sehnsucht nach Ruhe und Sicherheit, als Ausdruck eines Gemeinwesens, das weniger durch Risse und Abgründe geprägt sein will als durch die gemeinsame Verständigung auf Tradition und Idylle. „Heimat“ halt. Dass jede Familie, jede Gemeinschaft, jede*r Einzelne auch und vor allem durch Brüche und Katastrophen gekennzeichnet ist, ja, dass sich Individualität vor allem entlang dieser Bruchkanten festmachen lässt, wird selbstverständlich außer Acht gelassen. Lippstadt bildet hier keine Ausnahme, sondern folgt einem bekannten Schema. Es regiert die Tautologie.

Ein paar der Postkarten zeigen im übrigen die „Adolf-Hitler-Straße“, wie die Lange Straße von 1934 bis 1946 hieß. Auch dies ist ein Klischee und kein spezifisch Lippstädter Vorgang. Auch andernorts, besser: überall im „Reich“ wurden Straßen und Plätze in dieser Art umbenannt, Wikipedia listet eine dreistellige Auswahl auf.

Bericht des „Patriot“ (der Lippstädter Zeitung) vom 20.4.1938 (der 20.4. war bekanntlich „Führers Geburtstag“) über den Festakt:

"[...] Nach einem von der Reichswehrkapelle I.-R. 18 Paderborn gespielten Marsch hielt der zweite Beigeordnete Prinzensing eine kurze Begrüßungsansprache, in der er vor allem die Vertreter der Behörden willkommen hieß. Diese Ansprache wie die nachfolgende

Festrede des Stadtv. Stahl wurden durch ein Mikrophon auf eine Lautsprecheranlage übertragen. Stadtv. Stahl führte u. a. aus: Daß gerade die Langestraße berufen sei, den Namen des Reichskanzlers zu tragen, habe verschiedene Gründe. Zunächst sei für den deutschen Reichskanzler und Führer der größten Freiheitsbewegung gerade die schönste Straße zur Ehrung besonders geeignet. Ferner habe Adolf Hitler im Januar dieses Jahres diese Straße auf seiner Fahrt zur Versammlung in Lipperode passiert und schließlich habe die Wahl der Langestraße noch eine symbolische Bedeutung: Hitler habe das deutsche Volk aus dem Dunkel der deutschen Nacht in das Licht eines neuen deutschen Frühlings geführt. Der Redner schilderte dann kurz das Werk Adolf Hitlers, der dem Bismarckischen Reich den wahren Sinn gegeben habe, indem er ein deutsches Volk schuf, das von dem Gedanken an Deutschland erfüllt sei. 'Wenn wir heute Adolf Hitler ehren', fuhr der Redner fort, 'so ehren wir sein Werk und gleichzeitig den unbekanntenen Soldaten des großen Krieges, der so wie er als kleiner Gefreiter das Leben einsetzte für das Vaterland. Wir ehren gleichzeitig die Toten unserer Bewegung, die ihren Glauben an Deutschland mit ihrem Leben bezahlten. Wir ehren nicht zuletzt jeden ehrlich schaffenden deutschen Menschen und so ehrt sich damit das deutsche Volk selbst.' Er schloß seine Rede mit einem 'Sieg Heil'. Gleichzeitig wurden die an beiden Seiten der Langestraße befindlichen Schilder mit Papierschildern überklebt, auf denen die neue Straßenbezeichnung steht. Nach dem Absingen des Horst-Wessel-Liedes marschierte der von drei berittenen SS-Leuten eröffnete Zug unter flotten Marschklängen durch die Langestraße, um auch an den übrigen Stellen die neue Straßenbezeichnung anzubringen. Der Zug marschierte dann wieder zurück und löste sich vor dem SS-Heim auf. Abends 8 Uhr fand ein Fackelzug durch die reich beflaggten Hauptstraßen statt, an der sich ein Militärkonzert der Paderborner Reichswehrkapelle im Alsensaal anschloß.“

29.1.

In Stuttgart zu Proben der „Wahlverwandtschaften“ von Goethe. Die Theaterwohnung liegt weit außerhalb des Zentrums, man muss viele Stationen mit der Straßenbahn fahren, der Fußweg führt entlang einer Brache, an der Seite einige langgestreckte, eingeschossige Häuser, ein Zaun davor, daneben eine moderne KiTa, viel Platz, neuwertige hölzerne Spielgeräte, auf den Wegen kaum Hundekot, die Siedlung besteht aus Reihenhäusern mit kleinen Gärten, alles ist von einer geradezu aggressiven Sauberkeit, Spielen auf Wegen und Plätzen verboten, das einzige Lokal heißt „La Pinseria Zum Schluckspecht“, *pinsa* ist offenbar ein besonderer Teig, es handelt sich aber natürlich um Pizza. Auf dem Weg zur Bahn nehme ich den falschen Weg, finde mich auf der anderen Seite der Wiesenbrache wieder, die Langhäuser, auf denen – der besseren Unterscheidbarkeit halber? – Elefanten und dergleichen kleben, sind von einem mannshohen Zaun umgeben, der wie eine Reuse nur den einen Ein- und Ausgang bietet, mir kommen ausschließlich schwarze und arabisch aussehende Menschen entgegen, ich bekomme etwas Platzangst wegen des Zauns, nehme den Ausgang, stolpere quer über die matschige Grasfläche zur Straßenbahn.

In der Straßenbahn über Kopfhöhe ein Schild mit den üblichen Hinweisen zu ordnungsgemäßem Verhalten und Schwarzfahrerei, vis à vis ein anderes Schild: „Die Kindheit ist wie ein Holz, in das Nägel geschlagen werden. Die guten Nägel sind die, die nur so tief im Holz stecken, dass sie halten, sie beschützen einen wie Stacheln.“

Oder man kann später etwas daran aufhängen. Oder man kann die Nägel herausziehen und wegwerfen.

Schlecht sind die ins Holz gedroschenen Nägel, deren Köpfe tiefer liegen als die Oberfläche des Holzes, man sieht gar nicht, dass dort etwas Hartes ist, ein vor sich hin rostender Fremdkörper.“

Arno Geiger, Unter der Drachenwand

30.1.

Mein Sohn ist Fan eines anarcho-kommunistischen Kängurus, das sich über Kleinkünstler lustig macht. Im Auto spricht er ganze Textpassagen auswendig mit und fragt Sachen wie "Was ist Anarchismus?"

Er hat sich entschieden, vegetarisch zu essen, seit in der Schule Filme über Fleischfabriken und Massentierhaltung gezeigt wurden. Jedoch ohne Dogmatismus: Seltene Ausnahmen bei ausgesprochenen Lieblingsgerichten werden gemacht.

Superhelden, Rockmusik, Comics?!

Ich habe mit 10, 11 Jahren begeistert die "Fischer-Chöre" und Waldo de los Rios gehört und einen Band Karl May nach dem anderen buchstäblich verschlungen. Auch nicht gerade der Gipfel der Kultur.

Inmitten der überwältigenden Infantilisierung der Welt sind die Kinder am wenigsten infantil. Sie wollen Zusammenhänge verstehen, statt zu regredieren.

31.1.

In beiden Familien – der meines Vaters, der meiner Mutter – gab es ganz selbstverständlich das gemeinsame Singen und die handgemachte Begleitung mit Gitarre oder Klavier. Nicht eigentlich eine Ausbildung; aber Grundbegriffe, Timing, auch ganz selbstverständliches, extemporiertes Singen zweiter Stimmen waren selbstverständlich. Man saß zusammen und sang, man wanderte und sang: Ausläufer dieser Kultur habe ich noch erleben dürfen. Unglaublich, was hier binnen zweier Generationen für Änderungen stattgefunden haben.

Die erste Schallplatte, an die ich mich erinnere, besaßen meine Großeltern: Die Original-Aufnahmen des Filmscores von Bernsteins "West Side Story". Mit 4, 5 Jahren war ich davon überzeugt, dass "Maria" meiner Mutter gewidmet sein musste. In der Familie hießen damals so gut wie alle Frauen Maria – Mutter, Großmutter, Schwester, Tante. Die andere Großmutter hieß Elisabeth (Marias Mutter).

Was sollte aus jemand werden, dessen Eltern Maria und Josef hießen...?! Musiker natürlich.

*

Zu Eisler, Schriften I, Musik und Politik

"Wer nur von Musik etwas versteht, versteht auch von Musik nichts!"

Ein berühmter Satz von Hanns Eisler (frei nach Lichtenberg), dem Komponisten der – musikalisch wirklich wunderbaren – Hymne der DDR. Ein Komponist, der sich dezidiert mit der Frage beschäftigt hat, was Begriffe wie "Volksmusik" oder auch "Arbeiterlieder" bedeuten könnten: Wie könnte das klingen? Populär, singbar, aber nicht populistisch. Der aufklärerische Impuls dieser Kunst kommt einem heute naiv und völlig veraltet vor. Wie aus einer Zeit, *in der das Wünschen noch geholfen hat*.

Die Antwort heute sind Helene Fischer und Consorten – wenn Sieger so klingen und aussehen, möchte man zu den Verlierern gehören.

Die Gedanken der anderen Seite sind mit Erfolg zunichte gemacht worden. Eisler war und ist nicht kommerzialisierbar.

"Ändere die Welt, sie braucht es!"

Brecht/Eisler, Die Maßnahme

1.2.

Der Junge saß neben seinem Vater in der Abenddämmerung an der Uferböschung des großen Stausees. Vor ihnen steckten drei lange Angelruten in ihren Haltern, mit Grundblei, Tauwürmern als Ködern, an den Spitzen der Ruten Aalschellen. Gelegentlich wurde eine Schnur eingeholt, der Köder überprüft, wieder ausgeworfen. Es war warm und windstill und sehr ruhig. Sie schwiegen. Der Junge schaute stolz in den Wurmbehälter. Er hatte im Garten ihres Hauses eine Kiste mit Teerpappe ausgeschlagen und darin eine Wurmzucht angelegt, täglich wurden die Würmer mit Kaffeesatz und Gartenabfällen gefüttert, die Wurmerde wurde feucht gehalten, aber nicht zu nass. So hatten sie jederzeit optimale Köder. Aber natürlich würden sie wieder nichts fangen. In all den Jahren hatten sie ein einziges Mal einen Aal gefangen, der aber zu klein, nicht „mäßig“ war und wieder eingesetzt werden musste. Aber die Ausflüge an den See gehörten zu den wenigen Gelegenheiten, wo der Junge mit seinem Vater allein und friedlich und mit einer gemeinsamen Leidenschaft Zeit verbringen konnte. Alles daran war ihm wichtig: die Vorbereitungen, das Broteschmieren, das Beladen des Autos, die Fahrt, die Suche nach einem geeigneten Platz, das Wetter, die kurzen Gespräche, die Handhabung der Angelgeräte – er liebte die Hände seines Vaters, wenn sie etwa einen Knoten in die Angelschnur knüpften –, die Fachsimpeleien und Vermutungen, die kleinen Rituale (etwa wenn die Bierflaschen in das flache Wasser gelegt wurden), die Spannung, die langsam einsetzende Dunkelheit, das Ruhigwerden mit allen Sinne, bis der Junge meinte, sein Herz schlagen hören zu können, schließlich das Zusammenpacken, die Rückfahrt zu später Stunde... All das versetzte ihn in heimliche Hochstimmung, die er sich hütete preiszugeben, um sich nicht lächerlich zu machen. An diesen Abenden liebte er seinen Vater so sehr, dass es schmerzte.

2.2.

Der Aal ist nicht nur ein wunderbarer Speisefisch und ein faszinierendes Lebewesen, ein Fisch, der auf seinen Wanderungen sogar Strecken über Land bewältigen kann. Seine Wanderung und seine Fortpflanzung bilden bis heute ein Mysterium. Es wird angenommen, dass die Aale in die Sargassosee wandern, um sich zu paaren, und dass die geschlüpften Jungaale in ihren verschiedenen Wachstumsstadien den weiten Weg in die heimischen Gewässer wie die Lippe zurücklegen. Das Aal-Mysterium wird auch davon gespeist, dass Aale für Fischer schwer zu töten sind, dass sie Schlangen ähneln, dass sie sich von Aas ernähren, sich angeblich in Skeletten aufhalten (die einschlägige Szene mit dem Pferdekopf), dass sie noch tot in der Küche Geschirr und Töpfe in Bewegung versetzen und aus Pfannen springen usw.

Der Aal, seit jeher auch ein Bewohner der Lippeniederungen, ist seit Jahren akut vom Aussterben bedroht. Seine Bestände sind um mehr als 90% zurückgegangen. Trotzdem findet man ihn nach wie vor in Fischgeschäften, auf Wochenmärkten, in Sushi-Restaurants: auf Nachfragen zucken Verkäufer und Käufer nur mit den Schultern. Es ist ihnen egal. Essen wir halt demnächst anderen Fisch.

Auch in der Ostsee geht er – wie Kabeljau und Hering – mehr und mehr zurück, dafür werden als Folge des Klimawandels seit Jahren hier Doraden gefangen. Aber nicht nur das Nahrungsmittel Fisch geht verloren. Verloren gehen alte Lebensweisen, verloren gehen ganze Kulturen, die von und mit dem Fisch lebten, verloren gehen Wissen, Respekt, Naturnähe. Am Ende fressen wir alle *soylent green*.

3.2.

Nach der Premiere der „Wahlverwandtschaften“ in Stuttgart späte Taxifahrt zur Gästewohnung. Der Fahrer, iranischer Kurde, macht den Job seit 6 Jahren und besteht, als ich ihm die Adresse nenne, darauf, mir die Geschichte seiner ersten Fahrt zu erzählen, die zu dieser Straße im Stuttgarter Vorort Heumaden führte, einige Kilometer vom Zentrum entfernt. Die Fahrt hat ihn offenbar für immer traumatisiert, weil er damals die Wegstrecke zu dieser Adresse nicht auswendig kannte und vom Fahrgast nicht nur beschimpft und beleidigt, sondern auch fotografiert und bei der Zentrale angezeigt wurde, wo man ihm allerdings Recht gab: Man kann von einem Taxi-Novizen nicht verlangen, dass er jede Straße in jedem entlegenen Stadtteil auf Anhieb kennt. Als der Fahrer erfährt, dass ich Musiker bin und von einer Theaterpremiere komme, erzählt er mir von der iranischen Musik, die er für die schönste der Welt hält, und von kurdischen (Gruppen-)Tänzen und ist hochofren, dass ich ein paar armselige Details über die Instrumente und Tänze weiß. Anlässlich einer Antiken-Inszenierung hatte ich Musiken aus dem Nahen Osten recherchiert, um eine Idee davon zu bekommen, wie vielleicht die musikalische Begleitung antiker Theaterstücke geklungen haben kann. In dem Zusammenhang hatte ich auch Volkstänze gesehen, etwa anlässlich von Hochzeiten. Der Fahrer zeigt mir Videos von traditionellen Tänzen im kurdischen Fernsehen. Er erzählt, dass die kurdischen Frauen oft kein Kopftuch tragen, dass es unter den Kurden verschiedene Religionen gibt – die Gretchenfrage scheint ihn nicht besonders zu interessieren –, dass es 50 Millionen Kurden gibt, davon die meisten im Iran und in der Türkei. Die türkischen Frauen findet er besonders attraktiv und begründet das damit, dass zur Zeit des osmanischen Reiches Frauen aus ganz Europa in die Türkei geholt wurden und sich aufgrund der Mischung dieser unterschiedlichen Typen ein besonders attraktiver Menschenschlag entwickelt hätte.

Er fragt, woher ich komme, und erzählt von seinem Besuch im Kölner Dom, an dem unglaubliche 100 Jahre lang gebaut worden sei. Als ich ihm sage, dass es über 600 Jahre gewesen sind, will er es nicht glauben. Es waren offiziell 632 Jahre, laut Wikipedia hat nur der Bau der Chinesischen Mauer länger gedauert. Der Zeitraum ist fast identisch mit der Dauer von John Cages „As slow as possible“ in Halberstadt, das 639 Jahre dauern soll. Man kann für 1000 Euro zum Sponsor eines Jahres werden, was ich mir fest vorgenommen habe. Es ist doch eine schöne Vorstellung, nicht in meiner Geburtsstadt oder meiner sogenannten Wahlheimat auf unabsehbare Zeit namentlich Erwähnung zu finden, sondern auf einer Tafel an einem Ort, mit dem mich nichts sonst verbindet außer dem Bekenntnis zu einem großen Künstler, Musiker und Denker und seinem - zumindest der Ausdehnung nach - größten Kunstwerk, welches – vergleichbar der Bauzeit des Kölner Doms – menschliches Mass überschreitet, dies aber mit einer Leichtigkeit, einer Menschenfreundlichkeit und einem Humor, die ihresgleichen suchen.

Im übrigen war Cage ein großer Pilzkenner.

4.2.

Die Gästewohnung bei der Stuttgarter Produktion war eine Einliegerwohnung bei einem Funktionär des Schwäbischen Heimatbundes. Ich traf ihn nicht persönlich an. Aber Grund genug, angesichts meines Themas die Seite des SHB kennenzulernen. „Unser Motto ist ‚Heimat als Aufgabe‘“, heißt es dort, und weiter: „Wenn es darum geht, die Natur zu schützen und zu pflegen, Kulturdenkmale zu erhalten, die Geschichte Württembergs im Bewusstsein der Öffentlichkeit noch stärker zu verankern, steht der SHB in der ersten Reihe. (...) Zwischen Hohenlohe und Oberschwaben, dem Strohgäu und der Ostalb, zwischen Neckar und Donau wollen wir miteinander voranschreiten, um den kulturellen Reichtum Südwestdeutschlands zu wahren und zu vermitteln.“

2018 fand ein sog. „Zukunftskongress“ des SHB statt; die Beteiligung daran sollte „helfen, dass dem Mitgliederschwund Einhalt geboten werden kann und die Wahrnehmung des Heimatbundes wieder gesteigert werden kann“. Es wurde daher eine „neue *Mitmachkultur*“ gefordert, weil der Verein „an der Konjunktur, die das Thema *Heimat* derzeit erfährt, nicht ausreichend partizipiere“. Zentraler Diskussionspunkt neben eher pragmatischen Fragestellungen wie Vereinsstruktur, Name und Öffentlichkeitsarbeit waren Selbstverständnis und Leitbild des SHB. Dazu gab es eine Arbeitsgruppe. Neben – vor allem – den zentralen Verweisen auf die Bewahrung und die gegenseitige Bedingtheit von „Natur und Kultur“ werden im Arbeitspapier der Gruppe folgende Punkte aufgeführt:

- *Offenheit für alle Bevölkerungsgruppen, um allen im Vereinsgebiet lebenden Menschen ohne Rücksicht auf Herkunft, Alter, Dauer des Aufenthalts, gesellschaftliche Stellung etc. das Kultur- und Naturerbe des Vereinsgebiets näher zu bringen und damit heimatliche Verbundenheit zu ermöglichen,*
- *„Heimat“ nicht ausgrenzenden und unsolidarischen Gruppen überlassen,*
- *klare Trennung von „Heimat“ und „Nation“.*

In der Zusammenfassung auf der Website klingt das dann so: „Aus Sicht des Arbeitskreises müsse ein neues Selbstverständnis in zwei Teilen formuliert werden: (a) Der SHB müsse nach außen als *ganzheitlicher Querschnittsverein* auftreten; und es müsse (b)

nach innen stärker als bisher ein offenes, respektvolles Vereinsleben stattfinden.“ Die o. g. Punkte werden nicht einmal gestreift. Es bleibt unklar, ob sich der Verein tatsächlich „allen im Vereinsgebiet lebenden Menschen“ öffnen möchte oder ob es vor allem darum geht, allen die Verbundenheit mit und Definition von Heimat und Natur zu vermitteln, für die der Verein stehen möchte. Immerhin will man „Heimat“ nicht *ausgrenzenden Gruppen* überlassen (zu dieser Frage hat Ebermann interessante Thesen beizutragen; er fordert nachgerade, den Begriff doch den Rechten zu überlassen) und fordert eine klare Trennung von „Heimat“ und „Nation“. Dieser letzte Satz klingt erstmal gut und fortschrittlich, kann aber ebensogut restriktiv verstanden werden als Rückzug ins Regionale. Süddeutsche Regionen kommen bekanntlich gern mal besserwisserisch und von oben herab daher. (Siehe die Frage des Schulsystems; nicht etwa finnische oder norwegische, nein, süddeutsche Schüler sind die Besten der Welt! Aber das ist ein anderes Thema.)

Insgesamt möchte man zwar gern den Mitgliederschwund und damit einhergehend den Bedeutungsverlust aufhalten, aber die Zukunftsorientierung bleibt nicht mehr als eine wohlfeile Behauptung. Geht es wirklich um die Anliegen des SHB, so geht es um Geschichte, um die Pflege von „Kultur- und Naturdenkmalen“ usw. Der Begriff „Heimat“ an sich wird nirgendwo befragt oder gar in Frage gestellt. Er behält seine unangefochten positive Konnotation und Aufladung. In der Diskussion um den Namen des SHB etwa wird vor allem der Bestandteil „Bund“ diskutiert. Auf die sprachliche Doppelbödigkeit des Mottos „Heimat als Aufgabe“ (s. o.) ist man jedenfalls noch nicht aufmerksam geworden.

Auf dem Weg zur Straßenbahn, die sich entlang „Ruhbank“ und „Silberwald“ Richtung Zentrum windet und das "GAZÍ Stadion" passiert, liegt links das Flüchtlingsheim hinter seinem Zaun. Der derzeitige Sponsor des ältesten deutschen Stadions stellt Joghurtprodukte nach Originalrezepturen der "Türkenvölker" her und bezeichnet sich selbst als "europäischen Marktführer für ethnische Milchprodukte".

Der Bahnsteig ist vollgekotzt.

Die Bahn ist pünktlich.

5.2.

Das letzte Mal unvernetzt: 1997 für einige Wochen im schwedischen Bezirk Dalsland. Die Hütte lag auf einer Halbinsel so nah am Seeufer, dass man, wenn man aus dem Fenster sah, das Gefühl hatte, in einem Hausboot auf dem Wasser zu wohnen. Die einzigen Nachbarn waren Biber, es gab in Sichtweite nicht weniger als drei Biberburgen, und fast täglich sah man um das Haus herum Elche. Dem Schotterweg musste man mehr als eine Viertelstunde folgen, bevor man eine richtige Straße und dann ein Restaurant auf der anderen Seeseite erreichte, von wo ich Faxe an meine damalige Gefährtin schicken durfte. Es gab in der Hütte weder Telefon noch fließendes Wasser, Strom war da und ein Kamin, ich wusch mich im See und holte dort auch mein Trinkwasser. Ein Handy hatte ich noch nicht, später in diesem Jahr kaufte ich das erste. Ich lebte in völliger Einsamkeit, wochenlang, und ich verbrachte die Tage vor allem mit Lektüre, Schreiben und Arbeit am Instrument. Kein Laptop, heute vollkommen unvorstellbar. Andere Häuser bekam ich erst spät abends zu Gesicht, wenn es dunkel wurde (es war Mai/Juni und lange hell) und über den See spärliche Lichtpunkte andere bewohnte Flecken markierten. Zum letzten Mal hatte ich das Gefühl, völlig unbeobachtet zu sein. Wenn ich wollte, war ich unauffindbar. Man konnte kein Telefon „verfolgen“, es gab keine gespeicherten SMS oder Whatsapp, keine Spuren im Internet, ich war vollkommen anonym in einer Fremde, die nichts

Bedrohliches an sich hatte. Ich studierte unter anderem alle Bände von Friedells „Kulturgeschichte der Menschheit“, manchmal bis 3, 4 Uhr nachts, manchmal übte ich noch spät nachts, die Konzentration wurde weder durch Bildschirme noch durch Alkohol (zu teuer) noch durch Kommunikation gestört, es war ein *retreat* ohne Wellness, Kloster oder esoterische Aufladung, äußerst preiswert, total einfach: Ich war einfach weg.

6.2.

Kirk Douglas ist gestorben. In meiner Jugend ging er mir mit seiner virilen physischen Präsenz und der Ausstrahlung von Arbeitsbesessenheit auf den Wecker. Alles an ihm war mir zu perfekt, irgendwie eine Art Tom Cruise der 50er. Erst später sah ich die Arbeiten mit Kubrick und vor allem "Lonely are the brave", eine Art Vorwegnahme des Spätwestern, noch ohne den Bruch des Italowesterns. Keine Ahnung, ob ich da richtig liege, ich bin nur Western-Fan, kein Filmwissenschaftler. Western scheint mir, aus der Nähe betrachtet, *das* Heimatfilm-Genre überhaupt zu sein. Immer geht es um das Land, das Zuhause, die Fremde, das Unterwegs-Sein, die An- und Enteignung, die Wasserrechte, die Besiedelung, die langen Trecks, das Aufbrechen in eine neue Welt, um Verlassen und Ankommen, um die permanente Gefährdung, die existentielle Unsicherheit. Und zwar in den schlechten und in den guten Western. Es gibt tausende schlechte, aber das Genre hat einige der besten Filme überhaupt hervorgebracht. John Ford "The Searchers", Filme mit Randolph Scott oder James Stewart, großartige Italowestern (Corbuccis "Il Silenzio!"), The Wild Bunch, Duell am Missouri, Eastwoods Pale Rider, Josey Wales, Erbarmungslos und viele, viele andere. In Köln gab es in den 80ern regelrechte Retrospektiven der besten Western, und unter ihnen war eben auch Kirk Douglas in "Lonely are the brave".

Absatz.

Eines der wichtigsten Bücher des letzten Jahres war für mich Edward Abbeys "Einsamkeit der Wüste", veröffentlicht in der famosen "Naturkunden"-Reihe von Matthes & Seitz, die mir manchmal zu romantisch-gemütlich wird, aber nichtsdestotrotz eine ganze Reihe wichtiger Bücher (wieder-)veröffentlicht hat und eine Lanze für das "nature writing" bricht. Das war lange fällig. Abbey schreibt über seinen Aufenthalt als einsamer Ranger in der Wüste, genauer im Arches-Nationalpark zu einer Zeit, als der Massentourismus noch nicht über dieses Gebiet und viele andere hereingebrochen war. Dabei besteht das Buch nur auf den ersten Blick aus grandiosen Naturbeschreibungen, genauen Beobachtungen von Landschaft, Fauna und Flora und teilweise irrwitzigen Geschichten. Viel wichtiger ist, wie präzise, ja radikal Abbey in der Beurteilung der Entwicklung ist, die, gesteuert von Profitdenken und Ignoranz, die von ihm geliebte Landschaft über kurz oder lang ruinieren wird. Ende der 50er war er in der Wüste, Ende der 60er erschien erstmals das Buch. Wie prophetisch es war, kann man sich denken.

Wie überrascht war ich beim Nach-Lesen, dass Douglas' erwähnter Film auf dem Buch "The Brave Cowboy" von Abbey beruht: Der Cowboy, der in den 50ern mit seinem Pferd in einer Mischung aus anarchistischem Selbstbewusstsein und Ignoranz auf eine neue Welt von Reklame, Highways und Stacheldraht trifft und daran scheitert, wirkt wie eine Personifikation all dessen, was Abbey auch in seinem Wüstenbuch schreibt und beklagt. Furor und Melancholie. "Amerikanisch" in einer Weise, mit der man sich näher befassen, ja identifizieren möchte: Weite und Großzügigkeit und Inbrunst und Naturnähe und

radikaler Individualismus. Wie bei Faulker, bei Cormac McCarthy, auch bei James Lee Burke.

Was ist daraus bloß geworden in Zeiten von Silicon Valley, McDoof und dem Donald...

7.2.

Am 15. Januar vor 50 Jahren endete der "Biafra-Krieg". Damals schreckten Bilder der sogenannten "Biafra-Kinder" die Öffentlichkeit auf, und es wurde in großem Umfang gespendet. In unserer Familie und vielen anderen wurde das "Biafra-Kind" zum geflügelten Wort, um bestimmte Regeln bzw. Vorschriften pädagogisch zu unterlegen: *Wenn du deinen Teller nicht aufisst (sic!), stirbt ein Biafra-Kind*. Der Irrsinn liegt darin, dass es einerseits natürlich unabdingbar ist zu helfen und man sich diesem Impuls weder verweigern kann noch will. Die Bilder von abgemagerten Kindern mit aufgedunsenen Bäuchen, die an der sog. Kwashiorkor-Krankheit leiden, wird man ebenso wenig los wie die Bilder verhungertes KZ-Insassen. (Es steht zu vermuten, dass die Bilder sich zumindest in der deutschen Rezeption unbewusst überlagerten.)

Was andererseits dieser Hilfe-Impuls politisch bedeutete, ist schwer zu beschreiben, ohne dass man Gefahr läuft, dahingehend missverstanden zu werden, dass man konkrete Solidarität verhindern will. Darum geht es aber nicht. Es muss hinterfragt werden, welchen Zweck die Art des Aufrufs *darüber hinaus* hatte. Menschen auf der ganzen Welt hungernde Kinder zu zeigen, hilft bei der politischen Analyse nicht weiter, sondern ist dazu angetan, letztere durch das Aufwallen des Mitgeföhls zu verhindern. Aussagen wie "Jetzt ist nicht die Zeit zu reden, jetzt ist die Zeit zu helfen!" tragen dazu bei, die politischen Zusammenhänge bewusst zu verschleiern. Insofern haben sie System.

Die Zusammenhänge zwischen Nigerias Ölreichtum, dem Bürgerkrieg, den Flüchtlingsströmen Richtung Europa, der Unterdrückung von Minderheiten, dem Reichtum der Mächtigen sind hinlänglich bekannt. Aber so lange wir uns zurücklehnen in der Annahme, wieder einmal durch eine Spende dabei geholfen zu haben, eine *humanitäre Katastrophe* abzuwenden, ändert sich nichts. Schon die Begrifflichkeit führt in die Irre. Hier ist keine *Katastrophe* am Werk. Die inhumane Lage ist menschengemacht, postkolonial und rassistisch; sie resultiert aus Profitinteressen und ändert sich nicht. Nicht ohne eine regelrechte Revolution. Was also tun? Ein erster Schritt wäre, nur solchen Organisationen zu spenden, die sich gleichzeitig eindeutig politisch positionieren und nachvollziehbar offenlegen, dass die Hilfsmittel tatsächlich zum allergrößten Teil vor Ort landen und gerecht verteilt werden können. Wie gesagt, nur ein erster Schritt. Langfristig muss die Subsistenzwirtschaft gestützt werden; und Firmen wie Monsanto muss das Handwerk gelegt werden – Firmen, die z. B. Saatgut entwickeln, das sich nicht vermehren kann, so dass die Landwirte gezwungen sind, jedes Jahr von neuem ihr Saatgut bei Monsanto zu kaufen. DAS sind Feinde JEDER "Heimat".

Ich möchte in diesem Sinne eine Empfehlung für [medico international](#) aussprechen. Des weiteren gehört es zu unserer Verantwortung in den sog. entwickelten Ländern, uns nicht von Kampagnen und Bildern vollständig und immer wieder blenden zu lassen. Dieser Zynismus erfährt durch die Trägheit der Öffentlichkeit nur weitere Ermunterung. Das sentimentale Spenden kehrt seinen Zweck ins Gegenteil und mutiert zum Deckmäntelchen verbrecherischer Machenschaften.

8.2.

"Der italienische Pianist und Komponist Ludovico Einaudi hat im Eismeer vor Spitzbergen ein Pianokonzert gespielt. Seine Performance ist Teil einer Greenpeace-Kampagne zur Rettung der Arktis."

Eine Meldung, auf die ich online stieß, ein kleines Video mit L. E.s Geklimper, das bei schlichten Gemütern offenbar Wohlbefinden auslöst. An sich ist das egal; so ist es halt, so normal wie grauenhaft. Aber in Zusammenhang mit Greenpeace, Rettung der Arktis, Klimawandel... Wo ein so gewaltiger, ach was: *ungeheurer* Riss klafft, darf man nicht mit musikalischem Kitt kommen. Diese Klänge – "Musik" mag ich es gar nicht nennen, da sträubt sich die Tastatur, oder besser: die Finger sträuben sich, Tastaturen sind ja geduldig – sind wie Ketchup oder Nußnougatcreme: Man kann sie so gut wie überall einsetzen, und dann schmeckt alles irgendwie gleich, aber irgendwie für schlichte Geschmäcker auch ok und vor allem wiedererkennbar. Man hört dann Kommentare wie: Mein Leben ist schwer genug, da brauche ich einfach harmonische Musik. Es gibt ja auch Leute, die das ganze Jahr ihre Lichterketten hängen lassen.

Was das mit dem "H."-Thema zu tun hat? Nicht so einfach. Es geht um die Frage, ob man in einer katastrophalen Weltlage, in der im Grunde nichts weiterzuhelfen scheint als Revolution, den Leuten noch mit quietistischem Geplänkel kommen darf, vor allem wenn man Greenpeace heißt. Ob man sich, wenn es um Abgründe geht, von akustischen Idyllen (Heimaten) begleiten lassen darf. Ob man sich damit nicht automatisch mit den Profiteuren, den Aasgeiern gemein macht, mit denjenigen, denen das ewige Eingelulle immer weiter nützt. Eben wie der Umgang mit einem Begriff wie "Heimat". Ob das nicht bedeutet, das apokalyptische Szenario, auf das wir seit langem zusteuern (und das den Profiteuren nach wie vor vollkommen gleichgültig zu sein scheint – haben die eigentlich alle keine Kinder?!), zusätzlich mit vordergründigem Schönklang zu dekorieren. Und das, wohlgemerkt, als Organisation, die sich auf ihre bunten Fahnen geschrieben hat, gegen diese Verhältnisse anzugehen. Das muss gegenüber Greenpeace tiefes Misstrauen hervorrufen. Was kommt als Nächstes? Andreas Gabalier singt für Greenpeace? Großspenden evangelikaler Christen an Greenpeace zur Beendigung des Walfangs? Oder Greenpeace powered by RWE?

9.2.

Ein Sturm zieht auf.

Gestern bei Fridays for Future zogen 50 unverdrossene Schüler mit Polizeieskorte durch die Kölner Innenstadt, ein paar Transparente, ein selbstgezimmerter Sarg für das Klima. Direkt um die Ecke das „Beerdigungsinstitut“ Kuckelkorn, die Bücher des Inhabers werden derzeit überall beworben. Titel „Der Tod ist dein letzter großer Termin“, Karnevalspräsident ist der Mann natürlich auch, in seiner Schaufensterauslage gibt es Urnen mit FC-Aufdruck oder mit Funkenmariechen on top. „Nimm de Dumen us dem Aal“, ach, Kölsch ist schon ein herrlicher Dialekt.

Ein Sturm zieht auf.

Die Rentner mit ihren Hunden schleichen wie in Aspid dahin. Auf den Bäumen kein Vogel mehr. Die letzten verbleibenden Vögel sind Krähen, die in Schwärmen über den noch blanken Himmel fegen. Die Äste bewegen sich leicht den ganzen Tag. Wittern die Tiere einen Orkan früher als wir? Ähnlich wie ein Tsunami? Krähen sollen die einzigen Vögel sein, die, wenn ein Schuss fällt, in Richtung des Schusses fliegen, weil sie aus Erfahrung wissen, dass dort unter Umständen Beute zu holen ist. Holt auch ein starker Sturm vorher Luft, wie ein Tsunami, bei dem sich das Wasser zurückzieht, bevor die Welle kommt? Und spüren Tiere auch den Orkan vorher und fliehen rechtzeitig? Von der Tsunami-Katastrophe 2004 ist bekannt, dass kaum Tiere umkamen, weil ein "sechster Sinn" ihnen sagte, dass sie sich in Sicherheit bringen mussten.

Ein Sturm zieht auf.

Schulen und KITAS fallen aus, der Hysteriepegel steigt, die Menschen rufen einander an, um sich zu warnen, schicken sich Botschaften, fragen nach dem Befinden. Bleiben Sie in Ihren Häusern, heißt es mal wieder, bleiben Sie in Ihren Häusern. (Es gibt Sätze, die zu belastet sind.) Jedes kleinste meteorologische Ereignis wird durch die Allgegenwart der Medien ins Riesenhafte vervielfältigt und erhält schon allein durch permanente Wiederholung auf allen Kanälen existentielle Bedeutung. Es hat ja Methode: So ein Sturm legt sich wie bestellt über die Ungeheuerlichkeiten, die z. B. im Zusammenhang mit Thüringen gerade vorstatten gehen; die konkrete Sorge ums Lüftchen verdrängt abstraktere politische Vorgänge; und so ist es ja auch gewollt: Wir sollen nicht zur Ruhe kommen, nicht tiefer graben, keine eigenen Schlüsse ziehen. Wir sollen uns um unsere Dachpfannen und Autos kümmern, die Fensterläden schließen und das Wesentliche den Experten überlassen. (Zum Thema Experten lies nach bei Illich und Goettle.)

Ein Sturm zieht auf.

Kaum regnet es ein paar Tropfen, kaum ist es merklich frisch, werden die Leute ungehalten und tun so, als ob es eine persönliche Beleidigung wäre, wenn das Wetter mal tut, was es soll. Den Schnee immerhin haben wir schon abgeschafft. Aber ein Sturm, um diese Jahreszeit? Ein nicht vollständig kontrollierbarer Vorgang? Wo unsere Vorfahren im Sturmgebrauch Götter oder die Wilde Jagd hörten, stehen uns Heutigen nur mehr Film- und Fernsehbilder vor Augen: haushoch peitschende Wellen an den Küsten, durch die Luft fliegende Autos, Menschen, Tiere, Gegenstände, die Trombenform der Windhosen und Tornados, Sandsturm in der Wüste, Boote wie *Nußschalen* auf dem Ozean. Die Kinder nur fragen neugierig nach, ohne große Angst. Sie freuen sich, dass schulfrei ist, und fragen, warum der Zoo schließt. Ja, warum genau schließt der Zoo? Ach, wir könnten ja von einem herabfallenden Ast erschlagen werden. Oder von einem der Bäume, die bislang trotz Jahrhundert-Trockenheit stehenbleiben. Wer wurde noch von einem herunterfallenden Ast auf den Champs-Élysées erschlagen, Trakl? Nein, der versuchte, sich zu erschießen, und nahm dann Kokain. Friedell? Nein, der ist gesprungen, weil die SA vor der Tür stand („Vorsicht, ich komme!“). Celan? Nein, schwimmen gegangen. Horváth war's, im Exil 1938. (Ein Heimatdichter wie kein anderer.) Die Top-Meldung des Tages ist die Absage eines Bundesliga-Fußballspiels; die Bahn warnt routiniert vor Ausfällen größeren Ausmaßes (zumindest in diesen zwei, drei Tagen kann man sich auf Höhere Gewalt berufen), die Domplatte wird geschlossen, es finden nur eingeschränkt Gottesdienste statt, und am Samstag mittag testen sie die Sirenen. Hoffentlich bleibt die Karnevalsdeko unbeschädigt. Sie hängt ja schon seit Tagen.

Ein Sturm zieht auf.

Natur- und Wettermetaphern: Immer ein probates Mittel, suggerieren sie doch vertraute Situationen und Bilder, vor allem suggerieren sie Verständlichkeit im Sinne von

Vergleichbarkeit, und immer tragen und verbergen sie demagogische, mindestens aber ideologische Absichten. Insbesondere, wenn die Metapher stillschweigend mit der Realität gleichgesetzt wird und nicht als sie selbst gekennzeichnet oder als, sagen wir, ein Gleichnis. *Wir werden nicht zulassen, dass das Gesetz des Dschungels sich durchsetzt.* Warum muss ich ausgerechnet an ein Statement von Präsident Bush zum ersten Irakkrieg denken? Egal – es gilt immer: je verlogener, und vor allem: je offensichtlicher verlogen ein Vorgang, desto dreister, einfacher und direkter die Metaphern. Und die letzte TURN OF THE SCREW ist, dass der größte Lügner die größte Menge Menschen hinter sich wissen darf. Nicht, obwohl er lügt, nein, *weil* er lügt, und *wie dreist* er lügt. **SO WÜRDEN WIR AUCH GERN SEIN. SO BETRÜGEN.** Man trifft tatsächlich Leute, die einem sagen, wenigstens sagt DT die Wahrheit. Was sie damit ausdrücken wollen, ist: Wenigstens weiß man bei ihm, dass er ohnehin lügt wie gedruckt, und er schert sich nicht darum. Klasse. All die anderen Politiker lügen ebenfalls, es ist ihnen aber nicht ohne weiteres nachzuweisen. Wir alle wissen, dass wir immer betrogen werden, also wählen wir den größten, den offensichtlichsten Betrüger. Sexistischer, rassistischer, weißer alter Mann? Egal - **WENIGSTENS SAGT ER DIE WAHRHEIT.** Was ist das? Eine Variante des Stockholm-Syndroms? Auf jeden Fall eine ungeheure Sehnsucht, selbst auch nicht mehr Rücksicht nehmen zu müssen. Endlich geht es nur noch UM MICH UM MICH UM MICH! Wo man vor Jahren noch das aggressive „WIR“ als bedrohlich empfand, ist heute nur mehr das ICH geblieben. So haben sie uns schließlich da, wo sie uns immer haben wollten. Vereinzelt vor den Bildschirmen, willige, nein, sehnsüchtige Opfer des DIVIDE ET IMPERA.

Ach, es ist einfach zu anstrengend, anstrengend zu sein. Zurück in die Matrix, bitte.

10.2.

Das letzte Mal unvernetzt: Mai/Juni 1997 für einige Wochen im schwedischen Bezirk Dalsland. Die Hütte lag auf einer Halbinsel so nah am Seeufer, dass man, wenn man aus dem Fenster sah, das Gefühl hatte, in einem Hausboot auf dem Wasser zu wohnen. Die einzigen Nachbarn waren Biber, es gab in Sichtweite nicht weniger als drei Biberburgen, und fast täglich sah man um das Haus herum Elche. Dem Schotterweg musste man mehr als eine Viertelstunde folgen, bevor man eine richtige Straße und dann ein Restaurant auf der anderen Seeseite erreichte, von wo ich Faxe an meine damalige Gefährtin schicken durfte. Es gab in der Hütte weder Telefon noch fließendes Wasser, Strom war da und ein Kamin, ich wusch mich im See und holte dort auch mein Trinkwasser. Ein Handy hatte ich noch nicht, später in diesem Jahr kaufte ich das erste. Ich lebte in völliger Einsamkeit, wochenlang, und ich verbrachte die Tage vor allem mit Lektüre, Schreiben und Arbeit am Instrument. Kein Laptop, heute vollkommen unvorstellbar. Andere Häuser bekam ich erst spät abends zu Gesicht, wenn es dunkel wurde und über den See spärliche Lichtpunkte andere bewohnte Flecken markierten. Zum letzten Mal hatte ich das Gefühl, völlig unbeobachtet zu sein. Wenn ich wollte, war ich unauffindbar. Man konnte kein Telefon „verfolgen“, es gab keine SMS oder Whatsapp, keine Speicher, keine Spuren im Internet, erst recht keine Drohnen... Ich war vollkommen anonym in einer Fremde, die nichts Bedrohliches an sich hatte. Ich fing Fische, hackte Holz, kochte und hielt die Hütte sauber, ansonsten studierte ich unter anderem alle Bände von Friedells „Kulturgeschichte der Menschheit“, manchmal bis 3, 4 Uhr nachts, übte bis spät nachts, die Konzentration wurde weder durch Bildschirme (nicht vorhanden) noch durch Alkohol (zu teuer) noch

durch Kommunikation (keine Gelegenheit) gestört, es war ein *retreat* ohne Wellness, Kloster oder esoterische Aufladung, äußerst preiswert und total einfach. Ich war weg.

11.2.

Anlässlich des 40jährigen Bestehens der Offenen Jazz Haus Schule Köln, einer Musikschule, die seit vielen Jahren schon ein eigenes Gebäude hat und mittlerweile ungefähr 5000 Teilnehmer*innen erreicht, betreue ich die Festschrift, die Mitte 2020 erscheinen soll. Ich habe dort in den frühen 80ern als Teilnehmer begonnen, in den 80ern und 90ern selbst unterrichtet, biete zur Zeit gelegentlich Hörspiel-Workshops an, bei denen Kinder und Jugendliche lernen, selbst Hörspiele zu konzipieren, zu schreiben und zu gestalten. Die OJHS zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass Jazzmusiker, Improvisatoren, Rockmusiker, HipHop-Künstler, kurz Vertreter aller Spielarten populärer und improvisierter Musik dort unterrichten. Die Teilnehmer*innen treffen auf professionelle Musiker*innen, die ihnen nicht nur die Töne auf den Instrumenten beibringen, sondern die Leidenschaft für aktuelle Musik ohne den hierzulande üblichen, hochnäsigen Unterschied zwischen E und U vorleben.

Mein erster Kontakt zu Jazz waren LPs meiner Eltern von Louis Armstrong, Mahalia Jackson und den Lee Patterson Singers, dazu vielleicht noch ein paar andere, an die ich mich nicht erinnere. Großartige Musik, aber durch und durch traditionell. Im Musikunterricht auf dem Ostendorf-Gymnasium unter Herrn Pache gab es nur Berührungen mit klassischer Musik. Als Klarinettenschüler nicht ganz unbegabt, hatte ich ein paarmal das Privileg, mit ihm zusammen Stücke aufzuführen; Pache war, so meine Erinnerung, ein unfähiger Pädagoge, aber ein enthusiastischer Musikliebhaber, jedenfalls wenn es um "seine" Klassik ging. Seine Stunden waren berühmt für Ratespiele wie z. B. Von welchem Komponisten ist denn dieses Stück (wird am Flügel angespielt) oder Welches Intervall mag das wohl sein (dito)? Niemand hatte die geringste Ahnung, es gab auch keinerlei Hilfestellung, aber irgendeine magere Trefferquote mochte die ansonsten desinteressierte Klasse durch sinnloses Raten aufs Geratewohl hinkriegen.

Eines Tages brachte Herr Pache eine Doppel-LP mit, die vom einflussreichen Jazz-Journalisten und -Impresario Joachim Ernst Behrendt herausgebracht worden war. Titel: Was ist Jazz? Auf den vier Plattenseiten gab es eine durchaus interessante, breite Übersicht über Jazz-Stilistiken, formale Beispiele, kommentierte Versionen, große Solisten und dergleichen mehr. Natürlich wurden die üblichen Verdächtigen von Armstrong bis Mingus und von Ellington bis Aretha Franklin vorgestellt, aber ein Teil der Aufnahmen hatte es in sich. Von Pache als infernalischer Krach, als ein orgiastisches Teufelswerk apostrophiert, gab es sogar Musik von deutschen "Free-Jazz"-Musikern wie Alexander von Schlippenbach oder Joachim Kühn, bei denen uns Kleinstadt-Jugendlichen (oder jedenfalls mir) die Münder offen standen und die Ohren abfielen. Albert Mangelsdorff mit Elvin Jones! Globe Unity! Gunter Hampel! Und erst Archie Shepp! Sun Ra! Ornette Coleman! Die Kommentare unseres Lehrers waren drastisch und machten klar, was er davon hielt: Es handelte sich um alles Mögliche, aber in keinem Fall um etwas, das man mit Musik verwechseln konnte.

Irgendwie fand diese Musik aber doch zu einigen von uns, die womöglich fasziniert waren von dem Ganz Anderen, das sie ausmachte. Es war ein Geist von Aufbegehren, von Freiheit, von Lust, Wildheit, Risiko und Kompromisslosigkeit in ihr, der uns und mich nicht

mehr losließ. Egal, was Pache sagte: DAS war eine Sternstunde des Musik-Unterrichts!, ganz einfach durch die Konfrontation mit diesem Ganz Anderen, mit einem Klang-Kontinent, der einerseits völlig unverständlich war, andererseits eine Verführung, eine Direktheit, eine Körperlichkeit, ja Gewalt, ein Drängen und Tosen und Schreien in sich hatte, die für uns/mich bis dato unvorstellbar gewesen waren. Die (zwingenden) Verknüpfungen zu Armstrong und Mahalia Jackson konnte ich erst viel später herstellen. Aber irgendwie war es wohl um mich geschehen. Und ist es noch.

12.2.

Einige Wochen nach den Sommerferien war es jedes Jahr soweit. An einem der Septembertage lag glänzend und irgendwie exotisch die erste Kastanie auf dem Boden. Der Junge steckte sie sich als Handschmeichler in die Tasche, trug sie mit sich herum, bis sie trocken und stumpf geworden war. Einige Tage später lag sein Schulweg voll mit den braunen Früchten, sie fielen geräuschvoll von den Bäumen, lagen in Gruppen am Wegrand und im Gras, markierten das Ende des Sommers, den herannahenden Herbst und den herannahenden Geburtstag des Jungen. Herbstkind. An einem Samstag nahm er zwei Eimer und einige Taschen, sammelte so viele der Früchte, wie er nur tragen konnte, und transportierte sie an und auf seinem Fahrrad zum „Tiergarten“, dem kleinen Zoo, der nicht sehr weit vom elterlichen Haus in einem kleinen Waldstück lag. Für das Sammelgut, das an die Tiere verfüttert wurde, erhielt er freien Eintritt. Alles war ihm vertraut, es gab im Grunde nie eine Änderung im Zoo, irgendwann in den 60er Jahren war es wohl eine Sensation gewesen, dass ein Löwe den Tierbestand erweiterte und ein Gefühl von großem Zoo mit sich brachte, aber die Sensation schließ tagaus, tagein, ebenso der Bär, der allenfalls mal ein paar Meter vor sich hintrottete, ansonsten gab es Damhirsche, Hängebauchschweine, zu viele Vögel, darunter Greifvögel und Eulen in zu kleinen Volieren, ein Affenhaus und einen Wolf. Der Wolf war immer in Bewegung. Auch sein Gehege war viel zu klein und bot kaum Bewegungsmöglichkeiten. Der Junge wusste, dass Wölfe in Freiheit Reviere hatten, die hunderte von Kilometern groß waren. Dieses Tier lief tagaus, tagein rastlos denselben trapezförmigen Parcours, dessen Verlauf durch hunderte und tausende Wiederholungen längst zu einem Trampelpfad geworden war. Der Junge stand respektvoll an der Absperrung – es war immerhin ein Wolf – und beobachtete die stumpfsinnigen Runden, die das Tier absolvierte, ohne den Blick vom Boden zu heben. Manchmal wurde der Junge Zeuge, wie der Wolf gefüttert wurde, der seinen Lauf unterbrach, um das Stück Fleisch achtlos in sich hineinwürgte und anschließend seine Runden wieder aufzunehmen, hunderte am Tag, tausende im Jahr, abertausende in seinem Wolfsleben. Jedes Jahr hoffte der Junge auf eine Änderung. Jedes Jahr was es dasselbe, der Wolf, das Gehege, das Laufen. Nach einigen Jahren verlor der Junge das Interesse daran, Kastanien zu sammeln und den Zoo zu besuchen. Er vergaß den Wolf.

Lange Zeit später stellte der Mann fest, dass es den Tiergarten nicht mehr gab. Er besuchte das Areal und bemühte sich, die Spur des Wolfs wiederzufinden, sie war natürlich weg, Vergangenheit wie der ganze Tiergarten, der irgendwann ein unzeitgemäßes Vergnügen und geschlossen worden war. Niemand bestellte mehr Kännchen Kaffee und Bienenstich auf der Terrasse des Tiergarten-Cafés, die letzten Tiere waren in andere Einrichtungen transportiert worden, und nach Jahren waren die verrottenden Gebäude abgerissen worden.

13.2.

Äquatorialguinea, Äthiopien, Belgien, Bolivien, Costa Rica, Dänemark, Estland, Frankreich, Finnland, Ghana, Großbritannien, Island, Italien, Kanada, Kenia, Luxemburg, Madagaskar, Mexiko, Namibia, Nigeria, Niederlande, Österreich, Peru, Polen, Portugal, Schweiz, Simbabwe, Slowakei, Spanien, Sudan, Tanzania, Togo, Türkei, USA, Venezuela...

„[Die] Erfahrung des Internationalen ist freilich entscheidend. Sie unterbricht das unmittelbare Verhältnis zum Eigenen, das so schnell in Enge und Abschluss umschlagen kann. (...)

Heimat und die mit ihr verbundene Betonung der Identität kann es nur als verlorene, ja, als unbekannte geben. (...) ..., weil jegliche Betonung der Identität einer Verdinglichung unterliegt, die Identität bis zu ihrer Unmöglichkeit verzerrt. Heimat ist kein Gegenstand, den ich besitzen kann, kein Objekt, das ich haben will.“

aus: Peter Trawny, Was ist deutsch?, Berlin 2016

Die Erfahrung des Internationalen hat nicht *zwangsläufig* Offenheit, Toleranz und Weltläufigkeit zur Folge. So, wie die in der „Heimat“, in der Provinz Gebliebenen nicht *zwangsläufig* eine Haltung von „Enge und Abschluss“ entwickeln. Aber der Blick von außen ist hilfreich, zu verstehen, dass die Welt am eigenen Horizont nicht zu Ende ist. Diese Erfahrung kann man nur gewaltsam ignorieren: mit der gewaltsamen Beschränkung auf das Eigene wird die gewaltsame Begrenzung nach außen begründbar.

Trawny fährt fort: „Das gilt natürlich auch für die in der Provinz Gebliebenen, für die, die sich vermeintlich für die Provinz entschieden haben. Sie wohnen nicht in der Heimat, sind dem Verlust nicht entkommen. Die Entscheidung, in der Heimat bleiben zu wollen, setzt ihren Verlust voraus. Man greift nach etwas, das, sollte es existieren, schlechthin ungreifbar ist. Dann, als Erinnerung, lässt es sich vielleicht erfahren.“

14.2.

Anlässlich des 40jährigen Bestehens der Offenen Jazz Haus Schule Köln, einer Musikschule, die seit vielen Jahren schon ein eigenes Gebäude hat und mittlerweile ungefähr 5000 Teilnehmer*innen erreicht, betreue ich die Festschrift, die Mitte 2020 erscheinen soll. Ich habe dort in den frühen 80ern als Teilnehmer begonnen, in den 80ern und 90ern selbst unterrichtet, biete zur Zeit gelegentlich Hörspiel-Workshops an, bei denen Kinder und Jugendliche lernen, selbst Hörspiele zu konzipieren, zu schreiben und zu gestalten. Die OJHS zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass Jazzmusiker, Improvisatoren, Rockmusiker, HipHop-Künstler, kurz Vertreter aller Spielarten populärer und improvisierter Musik dort unterrichten. Die Teilnehmer*innen treffen auf professionelle Musiker*innen, die ihnen nicht nur die Töne auf den Instrumenten beibringen, sondern die Leidenschaft für aktuelle Musik ohne den hierzulande üblichen, hochnäsigen Unterschied zwischen E und U vorleben.

Mein erster Kontakt zu Jazz waren LPs meiner Eltern von Louis Armstrong, Mahalia Jackson und den Lee Patterson Singers, dazu vielleicht noch ein paar andere, an die ich mich nicht erinnere. Großartige Musik, aber durch und durch traditionell. Im Musikunterricht auf dem Ostendorf-Gymnasium unter Herrn Pache gab es nur

Berührungen mit klassischer Musik. Als Klarinettenschüler nicht ganz unbegabt, hatte ich ein paarmal das Privileg, mit ihm zusammen Stücke aufzuführen; Pache war, so meine Erinnerung, ein unfähiger Pädagoge, aber ein enthusiastischer Musikliebhaber, jedenfalls wenn es um "seine" Klassik ging. Seine Stunden waren berühmt für Ratespiele wie z. B. Von welchem Komponisten ist denn dieses Stück (wird am Flügel angespielt) oder Welches Intervall mag das wohl sein (dito)? Niemand hatte die geringste Ahnung, es gab auch keinerlei Hilfestellung, aber irgendeine magere Trefferquote mochte die ansonsten desinteressierte Klasse durch sinnloses Raten aufs Geratewohl hinkriegen.

Eines Tages brachte Pache eine Doppel-LP mit, die vom einflussreichen Jazz-Journalisten und -Impresario Joachim Ernst Behrendt herausgebracht worden war. Titel: Was ist Jazz? Auf den vier Plattenseiten gab es eine durchaus interessante, breite Übersicht über Jazz-Stilistiken, formale Beispiele, kommentierte Versionen, große Solisten und dergleichen mehr. Natürlich wurden die üblichen Verdächtigen von Armstrong bis Mingus und von Ellington bis Aretha Franklin vorgestellt, aber ein Teil der Aufnahmen hatte es in sich. Von Pache als infernalischer Krach, als ein orgiastisches Teufelswerk apostrophiert, gab es sogar Musik von deutschen "Free-Jazz"-Musikern wie Alexander von Schlippenbach oder Joachim Kühn, bei denen uns Kleinstadt-Jugendlichen (oder jedenfalls mir) die Münder offen standen und die Ohren abfielen. Albert Mangelsdorff mit Elvin Jones! Globe Unity! Gunter Hampel! Und erst Archie Shepp! Sun Ra! Ornette Coleman! Die Kommentare unseres Lehrers waren drastisch und machten klar, was er davon hielt: Es handelte sich um alles Mögliche, aber in keinem Fall um etwas, das man mit Musik verwechseln konnte.

Irgendwie fand diese Musik aber doch zu einigen von uns, die womöglich fasziniert waren von dem Ganz Anderen, das sie ausmachte. Es war ein Geist von Aufbegehren, von Freiheit, von Lust, Wildheit, Risiko und Kompromisslosigkeit in ihr, der uns und mich nicht mehr losließ. Egal, was Pache sagte: DAS war eine Sternstunde des Musik-Unterrichts!, ganz einfach durch die Konfrontation mit diesem Ganz Anderen, mit einem Klang-Kontinent, der einerseits völlig unverständlich war, andererseits eine Verführung, eine Direktheit, eine Körperlichkeit, ja Gewalt, ein Drängen und Tosen und Schreien in sich hatte, die für uns/mich bis dato unvorstellbar gewesen waren. Die (zwingenden) Verknüpfungen zu Armstrong und Mahalia Jackson konnte ich erst viel später herstellen. Aber irgendwie war es wohl um mich geschehen. Und ist es noch.

15.2.

Der Heimat verbunden: Über Jahrzehnte gab es in Köln ein legendäres Restaurant mit dem Namen "Beim Franzosen", geführt von Emmanuel Delaporte, einem ehemaligen Ingenieur, der mit seiner Frau zusammen dieses kleine Lokal eröffnet hatte - es mag in den frühen 80ern gewesen sein. Als seine Frau sich mit der Zeit mehr für den Papst und Opus Dei als für die Gastronomie interessierte, übernahm der sehr liberal gesinnte Emmanuel den Laden allein. Ich lernte ihn Mitte der 80er kennen, weil ich mit meiner damaligen Lebensgefährtin um die Ecke wohnte. Das Essen war schlicht großartig. Nicht alles gelang ihm gleich gut, aber die zentralen Rezepte waren unvergleichlich, und man wird sie so kaum noch finden. Emmanuel's Besonderheit waren Schmorgerichte, die am besten mehrere Tage vor sich hin simmertem und schließlich Bissen für Bissen Tiefen und Schichten von Geschmack hervorzurufen imstande waren, von denen man nicht wusste, dass sie überhaupt existierten. *Cassoulet* oder *Coq au vin* oder *Daube de Boeuf* oder *Confit de Canard* und dazu ein fast ebenso lang vorbereitete Kartoffelgratin waren keine

Speisen, sondern prägende Erfahrungen. Wie in der Musik, in der Literatur, in der – Liebe: Danach war nichts mehr wie vorher.

Emmanuel kochte, wie er sagte, nach Rezepten und nach der Anleitung seiner alten normannischen Tanten eine Küche, die in traditionellen französischen Fernfahrerkeipen serviert wurde. Er bekam nie einen Stern oder eine Kochmütze oder sonstigen Chichi, weil es bei ihm nicht zehnerlei Besteck und keine formvollendete Bedienung gab (ich fand sie formvollendet!) und auch sonst auf die Pflege einer besonders zahlungskräftigen Klientel keinerlei Wert gelegt wurde. Es ging um die Sache!

Kam man zur Tür herein, stand rechts als erstes eine riesiger Vitrinenschrank, Stil Gelsenkirchener Barock, blinde Glasscheiben, dahinter irgendwelcher Kram, obenauf zwei Kinderfahrräder, die vor Zeiten seinen beiden Söhnen gehört hatten. (Ich vergaß zu erwähnen, dass es anfangs auch noch einen Restaurant-Hund namens Obelix gab, ein ziemlich rüdiges, aber heiß geliebtes Vieh, das so stank, dass es sich schämte und deswegen unter die Tische der Gäste kroch, dabei eine zehn Meter lange Leine hinter sich her zog, die aus verschiedensten Hundeleinen zusammengeknotet war, auf jeden Fall verursachte Obelix mindestens einmal pro Abend Chaos, und nur die Hingabe an Emmanuels Küche hielt die Gäste davon ab, das Lokal fluchtartig zu verlassen.)

Über den Tischen hingen statt Lampen Glühbirnen mit Austernkörben als Schirmen, den Raum beherrschte eine riesige alte Theke mit einigen Barhockern, neben der eine weitere, ähnliche Vitrine den Weg und die Sicht nach hinten so gut wie möglich versperrte, wo ursprünglich noch zwei Tische für Gäste standen, mit der Zeit aber ein Desaster von Büro sich ausbreitete, eine Apokalypse von Papieren – Abrechnungen, Quittungen, Aktenordner, Versicherungen, amtliche Schreiben u. v. a. m. –, die abends notdürftig mit einer beige-braunen Stofftischdecke bedeckt wurden, so dass sich hinter der Theke ein stetig wachsender, erdfarbener Hügel erhob, langsam sich entfaltend wie Miniaturgebirge, dessen *gebirgsbildender Druck* eben die deutschen Vorschriften ausmachten, mit denen Emmanuel so gar nicht klarkommen konnte.

Mehr als 20, maximal 25 Gäste an einem Abend konnte er nicht versorgen, seine Kochkunst war zu zeitaufwendig, und er machte alles allein (in den letzten Jahren sogar den Service). Seine Begrüßung *'aben Sie viel Zeit und Geduld?!'* war legendär. Bis zur Vorspeise dauerte es oft eine Dreiviertel-, anschließend von der Vor- zur Hauptspeise noch einmal eine ganze Stunde. Bei aller Liebe... Das hielt man nicht oft durch. Aber spät am Abend, wenn die Gäste gegangen waren, saß Emmanuel gern noch an seiner Theke, hörte alte Jazzplatten und erzählte die unglaublichsten Geschichten. Eine mag als Beispiel genügen: Wenn in vergangenen Jahrhunderten die Fasanenjagd erfolgreich gewesen war, wurden die erlegten Vögel mit den Füßen an die Decke der Entrées der herrschaftlichen Häuser genagelt, und erst, wenn die Vögel so mürbe waren, dass sich die Körper von den Beinen lösten und mit einem lauten "Bumm!" auf dem Boden aufprallten, wurden sie zubereitet. Ansonsten kann Fasan ja auch mal sehr zäh sein. So gibt es in Frankreich viele alte herrschaftliche Landsitze, deren Foyer-Decken bis heute übersät sind mit sich langsam mumifizierenden Fasanenfüßen.

Emmanuel starb 2017, hinterließ zwei Söhne und ein Kochbuch und eine Ahnung davon, wie es sein kann, mit den Geschmäckern der Heimat – in diesem Fall der Normandie – für unterschiedlichste Gäste eine neue Heimat zu schaffen: Beim Franzosen. Provinzielle Küche ohne jede Provinzialität. In großer Dankbarkeit: Emmanuel – Santé!

16.2.

Roger Willemsen hat ein Buch über den Verlust geschrieben, das mit der Erzählung vom Krebstod seines Vaters beginnt.

(Gestern irgendwie ein Krebstag: Willemsens Buch; ferner Susan Sontags "Krankheit als Metapher" gekauft, in dem sie unter anderem davon schreibt, wie die damals neue Krankheit HIV/Aids den Krebs als Metapher für Strafe, für eine Art Gottesurteil abgelöst hatte; wie Randgruppen, die ohnehin stigmatisiert waren, als Träger des Virus weiter stigmatisiert wurden. Ferner "König der Krankheiten", ein großes Sachbuch über Krebs, von dem mein Onkologe, als es 2010 herauskam – in dem Jahr, in dem ich selbst mit der Krankheit konfrontiert war –, sagte, er freue sich darauf als Ferienlektüre.)

Roger Willemsen schreibt jedenfalls über die Behandlung seines Vaters Ende der 60er Jahre, also dem Zeitraum, in dem auch meine Mutter in kürzester Zeit dem Krebs erlag. Als mein Bruder, der nur einen Tag lang lebte, geboren wurde, wurde ihre Krankheit erst diagnostiziert. Man hatte ihre Leiden vorher offenbar für Schwangerschaftsbeschwerden gehalten, sie starb wenige Monate später.

Was mich in Willemsens Text ansprang, war die Formulierung, dass nicht die Krankheit selbst sich an seinem Vater zeigte, sondern "der ärztliche Versuch einer Therapie, die auf Strahlen, Verbrennungen, Verätzungen, auf Ausmerzungs-Prozesse im Innern des Vaterleibes setzte".

Wikipedia zum Begriff des "Merzens": *Merzvieh, auch Brackvieh (von Brack, niederdeutsch Brak), sind wegen Alters, mangelhafter Leistung, Geschlecht, Krankheit oder sonstiger Fehler zur Tierzucht ungeeignete Nutztiere, die daher im Rahmen der sogenannten Merzung gemerzt (als zur Zucht oder Nutzung ungeeignet ausgesondert, also getötet) werden. Merzen ist ein inzwischen veraltetes landwirtschaftliches Wort, dessen Bedeutung als eine von mehreren Bedeutungen auf das Wort ausmerzen übergegangen ist.*

Ivan Illich beschrieb seinen Umgang mit dem Krebs völlig anders. (Zu finden in dem Text "Gut leiden" von Gabriele Goettle, der von einer Begegnung mit Illich berichtet.) Er lehnte jegliche konventionelle Behandlung ab und fing an, mit seinem Krebs, der sich als riesige Geschwulst an der Wange zeigte, *zu sprechen*. Wenn nötig, behandelte die Schmerzen mit Opium. „Ich bin nicht krank, das ist keine Krankheit. Es ist ein vollkommen anderes, viel komplizierteres Verhältnis. (...) Leidenskunst bringt auch eine neue Kunst des Genießens hervor. (...) Medizinische Ideologie hat eine absolut lähmende Wirkung auf die Lebenskraft des Einzelnen, das muss man sich vom Leibe halten, davon darf nichts ins Herz hinein.“ Er lebte nach der Diagnose noch zwanzig Jahre MIT dem Krebs.

Was mich daran interessiert, ist nicht so sehr die Frage nach konventioneller oder alternativer Medizin. Was mich interessiert, ist das Bild: "Ausmerzen" der Krankheit IM Körper des Kranken hier, "Sprechen" mit der Krankheit, also MIT DEM EIGENEN KÖRPER dort. Hier wird ein FEIND BEKÄMPFT, als ob er nicht zum eigenen Körper gehört; dort wird die Krankheit integriert. Ob man noch zehn Jahre damit weiterleben kann oder nur eines; ob die konventionelle Medizin nichts ausrichten kann – wie bei meiner Mutter – oder die Sache einstweilen aus der Welt schafft – wie bei mir –, ist in diesem Zusammenhang nicht das Thema. Das Thema ist das Narrativ der Krankheit. Sie wird als Feind, als Parasit, als, wenn man so will, Brunnenvergifter usw. betrachtet, als Eindringling von außen wie ein Virus; dabei entwickelt sich gerade diese Krankheit auf

mysteriöse Weise und wurde/wird von Menschen, die dem Zufall sein Recht nicht zugestehen wollen, persönlich genommen: als Strafe, als Angriff, als Zeichen einer höheren Macht, als Schuld usw. (siehe oben). Die Frage "Warum ich?" stellt sich quasi sofort, und die Tatsache, dass der Zufall oder das Schicksal es eben so gewollt haben, ist schwer zu akzeptieren. Auch das Umfeld suggeriert falsche Lebensweise, Erschöpfung, Psychosomatik ("frisst sich selbst von innen auf") und ähnlich naheliegenden, schlicht abergläubischen Unsinn. Die Medizin schließlich ist noch weitaus naiver und geht davon aus, dass dem "Feind" mit einer Art Vernichtungsfeldzug beizukommen ist.

"Ausmerzungs-Prozesse" nennt Willemsen treffend den Ansatz; hier geht es um die Übertragung von Methoden und Begriffen, die mit Völkermord zu tun haben, auf den eigenen Körper. Dass man daran nicht gesunden kann, liegt auf der Hand – man wird dem eigenen Körper nicht nur entfremdet, sondern man wird sein Feind. Folgerichtig liegt oder sitzt man da und lässt sich über einen langen Zeitraum gründlich vergiften ("Chemo"). Erst lange nach meiner sogenannten "vollständigen Remission" begann ich die Folgen der Vergiftung vollständig zu spüren. Ich brauchte Jahre, um die sogenannten "Nebenwirkungen" (sic!) loszuwerden, und bin bis heute nicht Freund meines Körpers.

Meine Mutter starb also nicht allein am Krebs, sondern gleichzeitig an einer Ausmerzung, die als Therapie in ihrem Inneren stattfand. Die Tragweite dieses Gedankens lässt einen schauern. Die Assoziationen, die der Begriff aufruft, auch. Der Körper als Heimat, und die Krebszellen als Schädlinge, die ausgesondert und ausgemerzt gehören... Denn WENN wir eine Heimat, eine Identität, ein Selbst haben, dann sind sie vom Körper untrennbar.

Ich hatte es dann aber trotz konventioneller Therapie nicht schlecht getroffen. Mein Arzt hatte Humor. Bei unserer ersten Begegnung fragte er mich, ab wann man als Alkoholiker zu gelten habe, und beantwortete die Frage gleich selbst: "Wenn man mehr trinkt als der Arzt - ich trinke zwei Flaschen Wein am Abend." Genuss – und zwar *auch* gelegentlicher übermäßiger, ist zumindest eine mögliche Antwort. Und der Zufall holt uns am Ende alle, so viel ist sicher.

17.2.

Ebenfalls bei Willemsen: Die alltägliche Anwesenheit von Kriegsversehrten und sonstwie "Bekloppten" im Dorf seiner Kindheit in den frühen 60er Jahren. "Die Gestörten und die Beschädigten zogen ein Netz der Brüche durch die vorindustrielle Idylle des Dorfes. Sie waren das prägnanteste Indiz für die Anfälligkeit dieser Welt durch Erosionen von innen. Zerstört aber wurde diese Welt von außen, indem sie von ökonomischer Rationalität, Zweckmäßigkeit, Pragmatismus eingenommen, schließlich großflächigen Industriezonen eingemeindet und unterworfen wurde. (...) Das Verschwinden der Unvernunft hat diesen Lebensraum schließlich auch von innen zerstört."

Die Zerstörung von innen als Folge der Zerstörung von außen, auch aufgrund fehlender Widerständigkeit, vielleicht aufgrund von Naivität gegenüber den Segnungen des Fortschritts. Laut Illich ist der Weg in die Armut mit technischer Hilfe gepflastert. In diesem Fall führt der Weg nicht in die ökonomische, sondern in die seelische, die Phantasie-, die Gedanken- und Gefühlsarmut. Aber wer will sich schon nachsagen lassen, gegen (sekundäre) Werte wie Ordnung, Sparsamkeit, Funktionalität, Effektivität, erst recht: gegen Wohlstand (gleichgesetzt mit Wohlergehen) zu sein? Kinder, Säufer, Irre und Künstler. Aber doch nicht *wir* in unserem alltäglichen Dasein, unserer

Arbeitsorganisation, unserem Familienleben. Doch hat jeder von uns ein Kind, einen Säufer, einen Irren oder einen Künstler in sich, die abgeschafft werden durch das Einverständnis mit den Anforderungen einer (im Ideal) total – und damit totalitär – funktionierenden Welt. Samt der Entlastungen, die als Teil des Systems gleichfalls für Einverständnis sorgen und die innere Ermüdung perpetuieren, statt zu "Erholung" (Erholung) zu führen: Medien, Urlaub, Hobby, Wellness, Esoterik. Die sogenannte Heimatverbundenheit gehört auch in diese Reihe, als Teil der oberflächlichen Idylle, die die Risse zuspachtelt, statt sie offenzulegen und mit ihnen zu leben. Dass man die Beschädigungen nicht sieht, heißt nicht, dass sie nicht da sind. Es heißt entweder, sie sind sehr gut übertüncht. Oder es heißt, man ist selbst blind dafür (will es sein). Oder beides.

Auch mir ist das noch in Erinnerung. Das Lippstadt der frühen 60er Jahre, Männer ohne Beine auf selbstgemachten Rollbrettern, Männer, denen ein Arm fehlte, die einen Jackettärmel nach innen gesteckt hatten, Versehrte, die ratlos in den Tag hinein lebten, aus denen zum Teil Bettler geworden waren. Die unmittelbare Gegenwart des Krieges in seinen noch sichtbaren Folgeschäden. Noch bis in die 70er alte Lehrer, denen Fingerglieder fehlten aufgrund von Erfrierungen im Krieg; oder die epileptische Anfälle bekamen aufgrund von Hirntraumata, mit einer "Silberplatte" (so das Gerücht unter den Schülern) im Schädel Sport unterrichteten, beim Schwimmunterricht absoffen und von den Schülern gerettet werden mussten.

"Die Phantome der waren- und wachstumssüchtigen Gesellschaft zu demaskieren ist sicherlich der erste Schritt dazu, sich ihrer Macht zu verweigern und nicht kompatibel machen zu lassen." (Goettle über Illich)

Das könnte Heimat sein: an den Bruchlinien entlang leben, denken, verzweifeln, widerstehen, lieben.

18.2.

Man kann ein Zuhause, das man als totalitäres System aus Kontrollen, Regeln, Befehlen und Strafen empfindet, nicht als „Heimat“ betrachten. Nicht in dem Sinn, in dem der Begriff die Herkunft mit Vertrautheit, vielleicht Mütterlichkeit verbindet. Vertrautheit hat mit Vertrauen zu tun. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ mag im Krieg (etwa: Ist das Schießpulver trocken?), im Geschäftsleben (etwa: Ist der schriftliche Vertrag exakt so wie mündlich besprochen?), im Verkehr (etwa: Ist das Flugzeug gründlich gewartet?) oder dergleichen vonnöten und von Nutzen sein. Im engsten Kreis der Familie, der Freunde, der Lieben zerstört willkürliche Kontrolle das Vertrauen und damit die Grundlagen des Zusammenlebens. Nach Ungläubigkeit und Verletztsein kommt die Auflehnung, der Kampf, schließlich das Abwenden, das Verlassen. Da ist kein „Heimat“-Gefühl mehr, alles ist besser als die eigene Herkunft, die Fremde bietet mehr Vertrauensvorsprung, bietet vor allem Gestaltungsmöglichkeiten: Du kannst Dein Leben selbst bestimmen. Verzicht auf eine verlogene, von Grund auf beschädigte Vertrautheit zugunsten der Freiheit, sich selbst erfinden zu können.

Es wird, es wurde nie wieder gut. Es gab Momente der Nostalgie, so die Erfahrung, dieser Landschaft, den Bäumen, dem Himmel, dem Fluss, den Wetterwechseln auf eine Weise zugehörig zu sein wie keiner anderen. Diese Vertrautheit bleibt, aber auch sie ist labil: Die

neue Schnellstraße, der neue Konsumtempel im Grünen, die sogenannte Erlebnisgastronomie, die wuchernden Vororte mit ihren architektonischen Gräßlichkeiten durchsetzen die vertraute Landschaft und in ihr die Reste von Unberührtheit, Wildheit, Ungeformtem, Unaufgeräumtem mit ihrer gleichförmigen Funktionalität. Eine Entwicklung, die du überall wahrnimmst, der Verlust findet überall gleichzeitig statt, im Welt-Maßstab, und nichts entrinnt ihm. Solange nicht, wie das Ganze – und gemeint ist das ganz große Ganze – nicht untergeht und im umfassenden, um nicht zu sagen: apokalyptischen Scheitern dieser Untergangslogik der Mensch zuletzt vielleicht doch zu einer anderen Einstellung findet, in der er nicht mehr das Zentrum seiner „Um-Welt“ ist, sondern ein Teil eines großen Ganzen.

So lange gibt es Abschied, Verlust, Melancholie und unbändige Wut auf diejenigen, die von diesen Vorgängen auf Kosten aller anderen profitieren. Und sie sind es in der Regel auch noch, welche die Sache mit Begriffen wie „Heimat“ verbrämen, uns zu Idioten erklären, uns den Dreck als Idylle und Eigenes verkaufen wollen, mit dem sie auf unsere Kosten ihre Geschäfte machen. Und wir sind dumm genug, es ihnen immer wieder zu glauben. Die verdammte Hoffnung stirbt eben doch zuletzt.

Momente der Nostalgie also, schnell verflogen.

Lieber das Gesicht in den Wind und, statt sich ewig nach der alten, mütterlichen Vertrautheit zu sehnen, sich immer wieder dem Neuen stellen, die Fremde umarmen, das Unbekannte aufsuchen.

*

Aus einer Dokumentation über Tom Petty (den ich als Musiker nie sonderlich interessant fand).

Über Tom Petty: „The people who make it, have to have some rocket fuel driving them. I get the sense from the songs, that there was some anger in Tom that was bigger than normal teenage rebellion. There was something that drove him out of Gainesville and drove him through all of these battles and all this refusal to back down to the normal way business is done. Or even the normal compromises that people make to get ahead. I was always struck how many great rock musicians lost their mothers when they were very young. An incredible list if you look for it.“

Zitat Bono: „It seems like the untold story of rock'n'roll is either, your mother died, or your father hated you. And if, like me we're lucky enough to have both – there's no limit of what you can accomplish.“

Zitat Tom Petty: „Those two factors, the dangerous shadowous figure of your dad and the sweet mom dead, left to eary in your life, that gives you a certain drive... I kind of turned that anger into ambition. There was an extreme rage in me that from time to time would show its head throughout my life. Any sort of injustice just outraged me. I just couldn't contain myself. And this comes from my dad just being so incredibly verbally abusive to me...“

19.2.

Vielleicht ist es eine Binsenweisheit, dennoch überraschte mich der Gedanke: Eine, oder besser: meine persönliche Bibliothek zum Thema "Heimat" zu erstellen, bedeutet nicht

allein, eine zu diesem Zeitpunkt passende Auswahl zu treffen, zu kommentieren, zu bearbeiten. Eine komplexe Angelegenheit, weil bei näherem Nachdenken fast jedes Buch einen Bezug zum Themenkomplex "Heimat" hat, der so diffus ist, dass er Schnittmengen mit beliebig vielen anderen Themen und Kategorien aufweist: Verlust, Fremde, Bedeutung von Raum, Geschichte (lokale, persönliche), "Vaterland", "Muttersprache", Exil, Vertreibung, historische und aktuelle Bedeutungen des Begriffs... Heimat für wen? Für uns, für mich? Was bedeutet Heimat für andere Gemeinschaften, Völker, Weltgegenden, was ist Heimat dem Nomaden, was dem Insulaner, dem Wald- oder Wüstenbewohner, was dem modernen Städter? Und hier nicht nur dem Bewohner von Berlin, Paris, New York, sondern auch von Delhi, Beijing, Lagos, Mexiko City.

Aber unabhängig von der Auswahl, von dieser Fülle an Themenfeldern, die durch meinen allzu beschränkten Horizont, meine individuelle Wahrnehmung, meine Lebenslektüre, meine Neugierde, meine Haltung, meine Fragen gefiltert werden – unabhängig von alldem *IST* eine Bibliothek "Heimat".

Wer mit Bibliotheken von Freunden vertraut ist, ja sie zum Teil geerbt hat nach deren Tod, der weiß, dass Bibliotheken nicht nur geistige Heimaten prägen, sondern tatsächlich ein Lebenswerk bilden. Über Menschen, die ihr Leben mit Büchern verbringen, erzählt die Bibliothek alles. *Zeige mir deine Bücher, und ich sage dir, wer du bist*. Sogar die persönlichsten Geheimnisse werden irgendwo in der Bibliothek ihren Ort, ihren Spiegel haben. Anders gewendet, ist die Bibliothek so etwas wie der eigenste Ort. Der Wald der Bücher, in dem wir zu Hause sind, in dem wir uns ein Leben lang einrichten (und sie bestehen ja aus Wald, die Bücher!). Immer wieder neu geordnet, immer wieder überprüft, ergänzt, aussortiert, wird eine Bibliothek präzise wie eine lang, hier: lebenslang erarbeitete Skulptur. Nicht allein die Zusammenstellung, das Was und das Wie, erzählen "Bände". Auch die Art und Weise, wie die Bücher benutzt werden, hier ein abgegriffenes Exemplar, dort ein Buch, das noch ungeöffnet auf den richtigen Zeitpunkt wartet, an anderer Stelle Bücher, die nur dort stehen, weil sie nach dem Willen des Besitzers dazu gehören sollen, ja müssen. Und die Ausgaben! Bestimmte Bücher ausschließlich, um sie zu benutzen; andere, um sie als schönes Objekt zu genießen, sich an ihrem Einband, ihrem Satz, ihrer Typo, ihren Illustrationen zu erfreuen; schließlich die Reihen und Editionen, die nach Vervollständigung rufen. Und die besonders geschätzten Autoren, ja geliebten Autoren – man will jedes Buch von ihnen besitzen, auch wenn man weiß, dass man sie niemals alle wird lesen können. Zuallerletzt die Bücher, die man schon als Kind liebte; und diejenigen, die man noch und noch gelesen, wieder und wieder studiert hat, aus denen man noch und noch gelernt hat, Lieblingsbücher, Lebens- und Überlebensbücher...

Das Ganze "Heimat". Eine Heimat aus Brüchen, Herausforderungen, Leidenschaften, aus einer Fülle verschiedenster, oft gegensätzlicher Gefühle und Gedanken. Aber eine Heimat. Noch dazu eine selbst erschlossene. Dies ist meine Bibliothek, dies bin ich. Hierher komme ich zurück, nach Schicksalsschlägen, nach Umzügen, nach Erfolgen, nach Scheitern. Hier finde ich zu mir, hier werde ich herausgefordert, aber nur in den seltensten Fällen bedroht (auch das kommt vor!), hier habe ich "meine Liebsten" um mich. Weshalb die eigene Bibliothek etwas völlig anderes ist als die Leihbibliothek.

So habe ich die hinterlassenen Bibliotheken von Freunden empfunden. Mit ihrem Tod haben sie ihre Welt, ihre "Heimaten" verlassen, zurückgelassen. Wir sind vielleicht die letzte Generation, die die physische Präsenz einer Bibliothek schätzt. Eine Bibliothek ist heute schon ein Nachruf ihrer Selbst, ein Hinweis auf eine sterbende Gedanken-Kultur:

Lesen. Nicht "Sich-Informieren" – nein: *LESEN*. Danach kommen die Suchmaschinen und die Suchmaschinen.

20.2.

Köln ist jetzt schon seit nahezu 40 Jahren das, was man Wahlheimat nennt. Ich lebe doppelt so lange in Köln, wie ich Zeit in Lippstadt verbracht habe. (Dringend Zeit zu gehen, eigentlich.) Ein Theater-Kollege, der aus dem Ruhrgebiet stammt und die Oberstufe seiner Gymnasialzeit im Internat Eringerfeld verbrachte, Lippstadt also gut kennt als den Ort, an dem man die Samstagabend auf den Kopf haute, bemerkte unlängst, er fühle sich nie so sehr als Westfale in Köln wie zur Zeit des Karnevals.

Mir ist der Karneval, mir sind die Jecken grundsätzlich nicht unsympathisch (den Sitzungskarneval ausgenommen). Immerhin werden sogar bei den großen Rosenmontagszügen die Politiker verlacht, und zwar auch so humorlose Herrschaften wie Erdogan, Orban oder Trump. Das können sie gar nicht leiden – verlacht zu werden. Dem Popanz ist es ein Herzensanliegen, ernst genommen zu werden. Über sich selbst lachen können die Herrschaften gar nicht. Über andere hingegen, vor allem Schwächere, Randgruppen usw., machen sie sich gern lustig. Tyrannei und Humorlosigkeit gehören stets zusammen. Ich frage mich, warum in den zahllosen Talkshows nicht einfach mal jemand das Gelichter auslacht. Nicht versuchen, *in den Dialog zu kommen* – auslachen, bis die Bäuche schmerzen. Der Kaiser ist nackt!

Zurück zum Karneval – ich kann da jedenfalls nicht mittun. Mir wird von Karnevalsschlagern speiübel, da kann man nichts machen. Wenn man Kinder hat, muss (und will) man sich aber in einem gewissen Rahmen beteiligen, was solle mer spresche. Es fängt damit an, dass die 3jährigen Lieder wie "We et Trömmelsche jeht" nach Hause bringen.

Heute morgen – *Wieverfastelovend* – fuhr ich mit meinem kleinen, als Captain America verkleideten Sohn zum Kindergarten, und er schaute emsig aus dem Fenster, um "verkleidete Menschen" zu entdecken, wie er sagte. Er war sehr enttäuscht, dass morgens um 8 die Straßen noch nicht voll waren mit bunt gekleideten Jecken. Wir hielten an einer Ampel, an der zwei offenbar türkische Frauen mit den üblichen langen Mänteln und bunten Kopftüchern standen. "Die sind verkleidet", freut sich das Kind. Auch eine kleine Geschichte über Heimaten. *Kinder und Narren...*

21.2.

Lektüre von Feridun Zaimoglus "Ich gehe durch das Deutschland meiner Tage", einer regelrechten Heimat-Recherche des mittlerweile berühmten Autors, der sich nach wie vor kunstvoll, provokant, wütend und mit einem kruden Humor an den Rissen abarbeitet, die sich zwischen seiner Herkunft und seinem Deutsch-Sein auftun. Wenn es heute einen Autor gibt, der die Zuschreibung "Heimat"-Autor in seiner ganzen Komplexität verdient hätte, dann Zaimoglu.

1998 beschäftigte ich mich in der Bundeskunsthalle Bonn erstmals *expressis verbis* mit dem H.-Thema. Der Abend hieß denn auch "Heimatabend", und ich hatte unter anderem Feridun zu einem Beitrag eingeladen. Damals ein noch vergleichsweise wenig arrivierter Autor, der aber die Literaturszene gehörig provozierte. Dazu kamen bei dieser etwas verwegenen Heimat-Revue unter anderem Stoppok, Gerd Köster, Meret Becker & Ars Vitalis, Hamid Baroudi, Erwin Grosche.

Trotz der herausragenden Besetzung mißriet der Abend als Ganzes. Das lag vor allem daran, dass ich selbst nicht genau wusste, was ich damit wollte. Ich hatte Texte um eine imaginäre Figur namens "Draisaitl" verfasst (man beachte die ersten beiden Buchstaben), um konventionelle Moderationen zwischen den einzelnen Beiträgen zu vermeiden. Köster trug die Texte tapfer vor, sie wollten aber zwischen den Beiträgen der einzelnen Künstler nicht so recht Scharniere bilden. Stattdessen künstelten sie herum. Die Texte an sich machen in der Rückschau keinen völlig misslungenen Eindruck. Aber sie wirkten im Ablauf wie Hemmschwellen.

„Draisaitl war nicht dumm. Draisaitl sagte: Heimat ist eine Sache der Definition. Was Draisaitl damit ausdrücken wollte, war: Heimat ist deine persönliche Erfindung. Glaube niemand, der dir eine Heimat weismachen will. Kaufe niemals fremde Heimaten. Draisaitl sagte aber auch: Heimat ist der Ort, an dem ich mich wohlfühle. Draisaitl machte es sich gern gemütlich. Er sagte ferner: Heimat ist der Ort, an dem ich meine Erinnerungen habe. Das hatte etwas von Sehnsucht, Kindheit, Geborgenheit. Insgeheim wußte Draisaitl aber: Heimat ist eine Hure. Wie die Erinnerung. Die Vergangenheit eines Volkes ist ein Bordell.“

Sehr schade war, dass ich von Jürgen Stollhans – der mittlerweile auch mit einer Arbeit an der *Lichtpromenade Lippstadt* beteiligt ist – eigens die Genehmigung eingeholt hatte, sein Motiv "Der erotische Staat" (das übrigens in der Bonner Kunsthalle ausgestellt war) für Plakate und Postkarten zu verwenden. Die Aufschrift sollte durch Sprechblasen ersetzt werden.

Vorderes Reh: "Heimat ist der Ort, an dem ich mich wohlfühle".

Hinteres Reh: "Heimat, Heimat, ich kann es nicht mehr hören, dein ewiges 'Heimat'."

Dazu kam es leider nicht, weil unsere Veranstaltung in die Zeit einer großen Vatikan-Ausstellung im Hause fiel und lt. Leitung der Bundeskunsthalle kopulierende Rehe in diesem Zusammenhang nicht zumutbar waren...

22.2.

Mann A

Ein Einzeltäter. Ein Verrückter. Krank.

Mann B

Wir haben ganz sicher niemand dazu aufgefordert. Eine furchtbare Katastrophe, wie ein Erdbeben, ein Vulkanausbruch. Nicht vorhersehbar. Von niemandem verschuldet als dem Täter allein. Was können wir dafür, wenn einzelne Irre etwas wörtlich nehmen, das wir allenfalls symbolisch meinten.

Mann A

Unser Mitgefühl gilt den Opfern, natürlich. Entsetzlich, dass Derartiges in unserer zivilisierten Gesellschaft überhaupt geschehen kann. Die Tat eines deformierten Individuums. Psychisch krank, vermutlich schwierige Verhältnisse...

Mann B
Schuldkomplex...

Mann A
Versager...

Mann B
Da hat der Staat versagt, auf ganzer Linie versagt. Erstens muss er uns vor solchen Tätern schützen.

Mann A
Tickende Zeitbomben!

Mann B
Zweitens ist die Gesellschaft gehalten, solche Menschen auch vor sich selbst zu schützen. Ihre Krankheiten und Abnormitäten als solche zu erkennen und zu behandeln. Und zwar, bevor ein solches Unglück eintritt. Bevor sie durchdrehen. Es muss geeignete Institutionen geben, geeignete Therapien, geeignete Medikamente, geeignetes Hilfspersonal. Und wenn die Hilfen nicht anschlagen, muss Sicherheitsverwahrung her.

Mann A
Aber! Gerade die Menschen, die krank sind, am Rand, labil, verwirrt, vielleicht unzurechnungsfähig, reagieren besonders stark. Wie Seismographen. Wie Lebewesen vielleicht, die einen Vulkanausbruch oder einen Tsunami vorherspüren. Überempfindlich. Sie reagieren auf ihre Umgebung, auf Provokationen, auf Ungerechtigkeit, auf Bedrohung (real oder eingebildet), auf Demütigungen. Wir anderen, die wir vielleicht gesünder sind oder stabiler, empfinden noch nichts, da sind diese Menschen schon in Panik geraten.

Mann B
Ist die Bedrohung nur deshalb, weil man überempfindlich ist, weniger real? Oder nehmen alle anderen, nehmen die sogenannten Normalen die Umstände vielleicht einfach nur später wahr? Haben unter Umständen ein weniger entwickeltes Gespür? Fühlen sich noch frei, während die Überempfindlichen sich schon in höchster Bedrängnis befinden? Und was können wir denn vielleicht von ihnen lernen? Von den sogenannten Irren, den Verwirrten, Kranken, Pathologischen?

Mann A
Niemand...

Mann B
Niemand!

Mann A
Niemand befürwortet die Eskalation, die wir hier erleben. Niemand will, dass jemand zu Schaden kommt. Vor allem keine Unbeteiligten. Aber wenn sich jemand in seiner Verwirrung angegriffen fühlt. Sich, die Seinen, sein Land vielleicht...

Mann B
Seine Kultur!

Mann A
Wenn er meint, sich und seine Werte verteidigen zu müssen gegen einen Feind, einen Eindringling. Wenn er denkt, es solle ihm etwas weggenommen werden. Oder aber, es sei ihm bereits etwas genommen worden. Es sei ihm übel mitgespielt worden. Wenn er sich nicht nur verteidigen, sondern Vergeltung üben will. Oder demonstrieren, dass er nicht alles mit sich machen lässt.

Mann B
Wenn dann die Eskalation ihren Lauf nimmt, wenn dann ein solches Unglück passiert – müssen wir uns nicht nach den Gründen fragen? Wer sind wir, dann einfach zu verurteilen? Und müssen wir nicht die Gründe von den – ohne Frage falschen – ...

Mann A
Ohne Frage falschen!

Mann B
...Konsequenzen trennen? Sind wir geistige Brandstifter schon allein deshalb, weil wir Verständnis für die Gründe oder die Gefühle aufbringen? Oder fühlen wir uns vielleicht insgeheim selbst bedroht, gedemütigt, provoziert? Öffnet uns ein solches Unglück möglicherweise die Augen – haben wir bisher vielleicht weggesehen? Die Situation ignoriert? Haben wir es uns zu gemütlich gemacht? Waren wir uns zu sicher?!

Mann A
Ist es beinahe schon zu spät, und bedeutet eine solche Katastrophe einen letzten Weckruf, ein letztes Habacht?

Mann B
Natürlich will man nicht, dass die Sache so eskaliert. Auch die berechtigte Wut und Enttäuschung muss ihre Grenzen haben, wenn Menschenleben gefährdet sind.

Mann A
Wir haben nie etwas anderes gesagt.

Mann B
Aber das ändert nichts daran, dass manche Gefühle eben irgendwo auch ihre Berechtigung haben. Und labilere Menschen können dann auch mal explodieren. Das ist nicht schön...

Mann A
Gar nicht schön.

Mann B
..., das muss man verurteilen. Aber man muss auch nachfragen, was diesem Menschen vielleicht genommen wurde. Ob sie sich in ihrer Würde bedroht fühlten. Man kann die Menschenwürde ja nicht immer nur für die eine Seite fordern.

Mann A

Natürlich sind die Opfer nicht verantwortlich. Opfer sind Opfer, und unser Mitgefühl gilt den Angehörigen, den Trauernden, da machen wir keine Unterschiede. Aber man muss beim Täter schon auch nach den Gründen suchen.

Mann B

Man kann nicht auf der einen Seite für jeden Vergewaltiger, für jede Jugendbande, die unsere Viertel unsicher macht, für jeden, der unsere Gesetze beugt und auslegt, wie er gerade will, Verständnis aufbringen – und für einen möglicherweise vom Leben zutiefst Enttäuschten, für einen, der sich vielleicht jahrelang bemüht hat, bevor er seinen unseligen Entschluss fasste, für einen durch Wut und Frust auf die falsche Bahn Gekommenen, für einen vielleicht wahnhaft Kranken...

Mann A

Da muss man ebenfalls versuchen, vielleicht nicht gerade Verständnis aufzubringen, aber die Motive zu ergründen und seine gesamte Situation, das Umfeld, die größeren Zusammenhänge in Betracht zu ziehen. Wie ihm seine Selbstachtung genommen wurde. Wie oft sagt man selbst, ich bin so wütend...

Mann B

So wütend!

Mann A

..., ich könnte einen von denen umbringen. Die sitzen da und rauchen ihren Hasch in ihren Shishabars, wenn unsereiner von seiner Hände Arbeit kommt ein Leben lang, und da feixen sie und bezirzen die jungen Mädchen und fühlen sich sicher und pudelwohl und ganz zu Haus, da kann man schon mal wütend werden, auch über die Maßen wütend, und dann so einen Furor ausleben und auch über die Stränge schlagen und Dinge tun, die man normalerweise nicht...

Mann B

Das heißt nicht, jemanden zu entschuldigen für eine Bluttat. So etwas ist absolut inakzeptabel und wird von uns in keiner Weise geduldet. Von uns werden sie so etwas nicht hören. Aber Blut, Blut, Blut – wer führt denn dauernd die Rede von Blut und Ehre und Schuld und Rache? Wir etwa? In unserem Kulturkreis wird man das so schnell nicht hören.

Mann A

Oder es ist eben ein ungebildeter, verwirrter, auf die falsche Bahn Geratener, der die falschen – und wir betonen: die GANZ falschen – Konsequenzen zieht aus der Selbstachtung, die mit Füßen getreten wird. Und ist er denn nicht gestraft genug, hat er sich nicht selbst gestraft, zuerst mit dem Tod seiner Mutter und dann mit seinem eigenen? Hat er nicht in ebenso fataler Konsequenz sich selbst gerichtet? Wollte er vielleicht ein Zeichen setzen? In einem Land, in dem nicht einmal Vergewaltiger von Kindern und Terroristen mit dem Schlimmsten rechnen müssen?

Mann B

Die lachen doch über ein paar Jahre Knast! Vollpension bei Vater Staat!

Mann A

Und so falsch und verwirrt und kriminell und verurteilenswert die Tat zweifellos ist.

Mann B
Zweifellos!

Mann A
Muss man nicht auch dieses Zeichen ernst nehmen? Sich selbst mit dem Tode zu bestrafen? Schon allein, damit es sich nicht wiederholt, muss man das ernstnehmen! Stattdessen werden wieder die üblichen politischen Zusammenhänge hergestellt und Schuldzuweisungen vorgenommen, für die es keinerlei Beweis, für die es nicht den geringste Anlass gibt.

Mann B
Kein Beweis!

Mann A
Niemand, NIEMAND verurteilt diese Tat schärfer als WIR! Aber wenn man den Opfern das Recht zugesteht auf eine Biographie, auf eine Vorgeschichte, auf Trauer und großes, großes Verständnis (und zu Recht!) –

Mann B
Natürlich zu Recht!

Mann A
... ist man dann nicht verpflichtet, auch die Beweggründe des Täters zur Kenntnis zu nehmen? Sich die Frage zu stellen, ob in seinem kruden, wahnhaften, schlecht verdauten, selbst zusammengezimmerter Weltbild hier und da Wahrnehmungen der Realität auftauchen, für die man einen Funken Verständnis aufbringen kann, wenn man sie nur an sich heranlässt? Die nicht einfach nur von einem verrückten, kriminellen Einzeltäter stammen, sondern eine Reaktion sind auf Erfahrungen, die der Täter machen musste, und die hat er sich ja nicht ausgesucht, da war er selbst Opfer. Rache und Lynchjustiz haben keinesfalls unsere Zustimmung. Aber sie haben immer Gründe.

Mann B
Immer.

Mann A
Eingebildete Gründe, vielleicht. Abwegige Gründe, auch. Absurde Gründe, falsch verstandene Zusammenhänge, ja, ja, ganz bestimmt. Aber muss man nicht auch fragen: Wurde der Täter vielleicht provoziert?

Mann B
Fühlte er sich hintergangen? Herausgefordert? Gekränkt? Gedeemütigt? Und ist der einzige Grund dafür seine eigene, kranke Einbildungskraft gewesen? Oder hat es TATSÄCHLICH auch Kränkungen, Demütigungen, Provokationen gegeben? Zumindest Situationen oder Verhalten, die er so hätte verstehen können. Die ihn so tief in einen Abgrund, in die Zerrissenheit, in die Verzweiflung gestoßen haben, und in eine einsame Verzweiflung, in der er vielleicht nur noch seine Mutter zur Seite hatte, dass er irgendwann keinen anderen Ausweg mehr sah als ein Fanal? Eine verzweifelte Tat aus Notwehr? Einen Hilfeschrei – ja, auch das?

Mann A

Natürlich in SEINEN Augen, aber auch ein noch so absurdes Bild der Welt hat doch irgendwo, wenn nicht eine Berechtigung, aber doch seine Beweggründe. Und sind WIR verantwortlich für diese Gründe? Für die Demütigungen, die Eifersucht, die Angst, auch die Angst vielleicht vor dem fremden, körperlich überlegenen, auch dem wilden Mann? Der täglich in die Muckibude und die Shishabar gehen kann, statt zu arbeiten? Der sich immer seine eigenen Regeln macht, bis hin zur Kriminalität, und sich über unsere zivilisierten Regeln öffentlich lustig machen darf? Ist das Meinungsfreiheit?

Mann B

So eine riesige Angst, auch: Existenzangst, auch: Existenzangst für sich als Deutschen, das muss auch gesagt werden dürfen...

Mann A

Muss gesagt werden dürfen.

Mann B

..., dass so einer aus lauter Verzweiflung dann zur Waffe greift, um sich zu verteidigen, das darf auch mal gesagt werden. Er hat sich bestimmt nicht als Angreifer gesehen, als Aggressor, als brutalen, hinterhältigen, feigen Mörder. Er hat gedacht, er muss sich tapfer verteidigen, sich, seine Mutter, sein Vaterland, seine Welt. Und das haben nicht WIR zu verantworten. Sondern, so leid es uns tut um die Opfer, auch die, die ihn so weit gebracht haben, und eine unselige Politik, die das zugelassen, ja gefördert hat, und immer weiter zulässt. Da muss man sich nicht wundern.

23.2.

Der Junge gab dem großen Mann die Hand. Der große Mann war der Pastor. Er wurde von allen nicht nur geachtet, sondern geliebt. Ein großer Mann. Der Junge mochte ihn auch. Er wollte ihn nicht enttäuschen. Der Junge dachte: Wenn ich nach meiner Überzeugung handle, enttäusche ich ihn nicht. Später, viel später erfuhr er, dass der große Mann lange eine Geliebte hatte. Das machte den Jungen glücklich. In einer bigotten Gesellschaft zu lügen, war auch eine Art Wahrheit.

Der Junge war aus der Kirche ausgetreten. Ohne vorher die erforderliche Erlaubnis einzuholen, bei Vater und Kirche, ha! Warum hatte er das gemacht? Erstens, weil er es konnte. Zweitens, weil er den ganzen infantilen Unsinn nicht mehr aushalten konnte. Er war sozusagen wahrheits-infiziert. Seine Viren waren Literatur und Liebe. Dahinter konnte er nicht zurück. Wer einmal von diesem Brote aß, konnte den Unsinn nicht mehr vertreten. Drittens. Weil sie ihm die ganze Bigotterie vorgelebt und abverlangt hatten. Vor dem Essen Gebete, nach dem Essen Schläge. Hatte er auch die andere Wange hingehalten, notgedrungen. Ihnen und ihrem Gott sollte er vertrauen, dafür fanden und lasen sie seine Tagebücher. Er war auf der Suche nach Beistand, sie drohten ihm mit dem allmächtigen Blick aus dem Himmel.

Nun hatte der Junge es ausgefochten, der Abgrund war da, der ihn von ihnen trennte, und der Abyss würde bleiben. Er hatte anderen Beistand gefunden. Andere Ekstasen auch. Literatur und Liebe. Denken als Ekstase, als Aufatmen. Er war mit heiler Haut davongekommen. Er war frei. Aber die Liebe... Es wird deinen Vater umbringen, wenn er das erfährt, hatte der große Mann gesagt. Dir tut es doch nicht weh, wenn du noch

bleibst. Ihm wird es das Leben nehmen. *Es tut ihm viel mehr weh als dir*, hörte er die Stimmen sagen, wenn er verprügelt worden war. *Du machst deine Mutter krank*, hörte er die Stimmen sagen. *Deine Mutter schaut aus dem Himmel auf dich hinab und sieht alles*. Alles?, fragte der Junge. Alles.

Aber ja, es lag ihm an seinem Vater, trotz allem. Er wollte nicht für seinen Tod verantwortlich sein. Der große Mann fragte ihn nach den Gründen. Ich glaube nicht daran, sagte er. Bist du sicher, frage der große Mann. Als ob man sich seiner Sache jemals sicher sein konnte. Es war ja gerade seine Wahrheit, sich *nicht* sicher zu sein. Und es war Teil ihrer Bigotterie, sich sicher zu sein. Oder besser: Sicherheiten vorzuspielen. Gaukler sie alle, und der große Mann der overschlaue Obergaukler. Aber sehnst du dich nicht nach der Gemeinschaft der Gläubigen? Nein. Nicht nach Gott? Nun ja... Ein gütiger Gott wäre eine Sache. Nach Jesus? Ein wichtiger Mann, ein radikaler Mann, der Junge mochte Jesus. Aber den Unsinn mit Jungfrauengeburt und Wunderheilung und Wiederauferstehung wollte er den Märchenerzählern überlassen. Liebe deinen Nächsten fand er gut. Händler aus dem Tempel fand er gut. Das „Leben des Brian“ fand er zum Brüllen komisch. *Wir sind alle Individuen. – Ich nicht!* Der Junge nicht.

Also sagte der Junge sich, sollen sie doch bekommen, was sie wollen. Ein paar Monate, dann bin ich sowieso weg. Wenn du die Sehnsucht hast, hast du auch den Glauben, sagte der große Mann. In dem Jungen starb ein Großteil des Respekts vor ihm. Der große Mann gehörte eben doch zu ihnen. Und wollte das auch. So wie all die kircheninternen Kirchenkritiker. Der große Mann hatte die Bücher auch gelesen. Aber er hatte sie nicht verstanden. Sie nicht, und die Liebe nicht. Ja, sagte der Junge, die Sehnsucht habe ich wohl. Und ließ sich ein zweites Mal taufen. Und hielt Zeige- und Ringfinger hinter dem Rücken verschränkt. Was soll's.

Der Vater starb nicht. Noch nicht. Er starb an ganz anderen Dingen als an der Unbotmäßigkeit des Sohns. Auch der himmlische Vater starb nicht an der Unbotmäßigkeit seines Sohns. Eher umgekehrt, dachte der Junge, und schwor sich zu gehen, je eher je besser. Ein paar Monate danach, in der großen Stadt, ging er zum Amt und leistete seine Unterschrift. Kein Hahn krächte danach. Weder einmal noch dreimal.

24.2.

Neben der ehemaligen Lippstädter Synagoge, an der Ecke Stiftstraße/David-Gans-Straße, stand ein teilweise mit Schiefer verkleidetes Fachwerkhaus, das von der ersten Wohngemeinschaft (vulgo *Kommune*) bewohnt wurde, die mir persönlich bekannt war. Für mich als Kleinbürgersohn mit Fernweh, der mit seinen Eltern unter einem Dach zu wohnen hatte, hatte das Haus eine starke Anziehungskraft. Hier wurden Rock und Free Jazz gehört, man kochte selbst, man rauchte was auch immer, man führte andere Gespräche, diskutierte über die RAF und derlei (wir schreiben die späten 70er Jahre), man kam zu spät zur Schule, trug bodenlange Kaftans und bei jedem Wetter Sandalen, man ging zu Demos und erging sich in künstlerischen und musikalischen Experimenten. Es gab jemand, der Saxophon spielte und Performances machte, indem er spielenderweise auf Dingen herumsprang, die Geräusche machten. Es gab *andere* Bücher. Es gab niemanden, der Diskussionen als „Gelaber“ bezeichnete. Ein Wohnhaus, das von einem gemeinsamen Geist getragen wurde. Ein Möglichkeitsraum, ein Raum relativer Freiheit.

Von heute aus gesehen: normal.

Damals: unerhört.

Der Kontakt zu den Hausbewohnern war einer der vielen glücklichen Zufälle, die zur Erweiterung des Horizonts beitrugen, als Sehnsuchtsverstärker dienten und mir vor Augen führten, dass es eben auch *anders* zugehen konnte. Das Konzept *T. I. N. A.* (There Is No Alternative) hatte noch nicht universelle Gewalt über alles.

Ich glaube, niemand wusste, dass nebenan verborgen die Ruine der Synagoge stand. Direkt gegenüber gab es noch die Galerie Trost (*sic!*), das war ein Ort der Gegenwartskunst. Die von den Bürgern verspottet wurde (aktuelle Kunst! Abstraktion!); das reichte aus, um mein Interesse zu wecken. Es sind Zufälle, aber wie bei vielen Zufällen ergeben sich subkutane Verbindungen, die einem aus der Ferne, in der Rückschau plausibel, ja zwingend vorkommen. Oder magisch. Einflüsterungen guter Geister.

Die gerade neu erwachende Aufmerksamkeit für den Schatz, den die Synagoge für Lippstadt bildet – die Synagoge *MUSS* selbstverständlich aufwendig wiederhergestellt werden – bildet so für mich ein seltsam zusammenhängendes Narrativ mit dem Eckhaus. Ganz offenbar handelt es sich bei der Synagoge mit dem vollständig intakten ehemaligen Gartenhaus um ein mehr als bemerkenswertes Ensemble, dessen Strahlkraft weit über Lippstadt hinausreichen könnte. Erst in jüngster Zeit wurde festgestellt, dass trotz der Zerstörung 1938 von der Substanz viel mehr erhalten geblieben ist als angenommen; bis auf den Dachstuhl scheint vieles erhalten und wartet auf Restaurierung.

Zur Erhaltung der Synagoge einen Betrag zu leisten, würde das Projekt „heimat.kunden“ in einer Weise aufwerten, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Und es bildete ein fernes Echo von Einflüssen, die sich auch an dem Eckhaus festmachen ließen, das später abbrannte und jahrelang als weitere Ruine neben der Synagoge stand.

Exkurs 1: Die David-Gans-Straße ist benannt nach einem jüdischen Universalgelehrten, der 1541 in Lippstadt geboren wurde und mit den größten Geistern seiner Zeit verkehrte wie Johannes Kepler und Tycho Brahe. Er war ein Schüler von Rabbi Löw, dem die Erschaffung des Golems zugeschrieben wird.

Exkurs 2: Die Figur des Golems spielte bei der Entwicklung von Frank Schultes Licht-Installation im Schiedsrichterturm an der Lippe ein Rolle. Der Turm nahm durch Schultes Arbeit noch stärker die Züge eines Homunkulus an; schon vorher nahm er sich mit den langen Stelzen und dem überdimensionalen „Kopf“ aus wie ein menschenähnliches Gebilde. Über Umwege führten die Diskussionen zum Titel „Der Mittler“, inspiriert von einer Figur aus Fritz Langs „Metropolis“.

25.2.

zusa**M**men
 t**A**tsächlich
 ge**T**rennt

ge**H**eimnis
 geh**E**imnis
 gehe**I**mnis
 gehei**M**nis
 gew**A**lt
 gewal**T**

vertraut**H**eit
 fr**E**mdheit
 vertrauthe**I**t
 fre**M**dheit
 vertr**A**utheit
 fremdhei**T**

Heimat-Mesosticha, frei nach Cage.

“Get yourself out of whatever cage you find yourself in.”
 — John Cage

26.2.

Heute die Eröffnung der Klang-Installation mit Oona in Frankfurt, und am Vorabend für den Gastgeber mein Rezept für Geflügelleber zubereitet, dazu Muskateller Winzersekt, in dieser Kombination eine Art "Heimatgeschmack" im Sinne von selbst er- und gefunden, eine bestimmte Intimität in der Zusammenstellung von verschiedenen Süßen und zarten Säuren: Balsamico und süßer Senf im Salatdressing, Muskat im Kartoffelstampf, Honig, Rosmarin, Ingwer und Schärfe zur Leber, der Sekt eher wenig moussierend und fast halbtrocken.

Was ist "Heimatgeschmack", wovon schwärmen die Menschen, wenn sie essen wollen "wie bei Mutttern" und dergleichen? Hat Mutttern immer formidabel gekocht? Wie entwickelt man zu riesigen westfälischen Gerichten mit klingenden Namen wie Pfefferpotthast, Blindhuhn oder auch einfach Schlachteplatte nostalgische Gefühle? Nur mit Humor und, sagen wir: Fassungsvermögen.

Ich habe Essen und Trinken immer als große, genussvolle, nicht enden wollende Erweiterung gesehen, als weltweiten Reichtum, und ich probiere Landes- und Landschaftstypisches, wo es nur geht. Und mit wenig bis keinen Ekel- und Moralgrenzen (bisher). Jedenfalls nicht beim Probieren. Ich muss deshalb nicht jeden Tag Wal oder Bär

essen. Aber ein- oder zwei Mal... Und welch unglaubliche Vielfalt einem begegnet, neben der grotesken Einfalt des weltweiten Durchschnittsjunkdrecks natürlich. Aber es gibt die Vielfalt, und oft wird sie einem mit Lust und Freude und überhaupt nicht chauvinistischen Stolz präsentiert: Eines der wirklich großartigen Privilegien des viel Reisenden.

Wo aber beginnen? Eingelegter Hering, Elch und Rentier und das traditionelle August-Krebsessen mit Aquavit in Schweden (mit letzterem ist es wohl vorbei, dem Klimawandel sei Dank gibt es nach dem Aussterben der heimischen nur auch keine aus Nordamerika eingewanderten Krebse mehr...). In Island Islandpony, Papageientaucher, eingelegten Hai (muss man nicht haben), in Nord-Norwegen Wal, in Süd-Norwegen Rømmegrout, die ganze mitteleuropäische Küche, insbesondere österreichisch (Kümmelkarpfen in Linz!), polnisch (Sauerkraut mit Pilzen, Zubrowka), türkisch (Istanbul ist ein Mekka für Leute, die gern essen), italienisch, französisch sowieso, was für ein Universum - und kosher essen in Paris! -, in Amsterdam Genever und extra-alten Gouda, in Belgien Pommes, klar, Pot au feu oder Kaninchen mit Pflaumen, die spanische und katalanische Küche, Meeresfrüchte im Brotteig in Portugal, nordafrikanische, libanesische, iranische Küche, die Vielfalt der afrikanischen Zubereitungen, Pepper Soup in Nigeria, Injera und Wot in Addis Abbeba, und bei der Direktorin des Goethe-Instituts Nairobi zuhause gab es - Schweinebraten mit Soße, Kartoffeln, Erbsen und Möhren. Von schwarzen Dienern auf weißem Geschirr gereicht, der Koch hatte einige Zeit benötigt, um die deutsche Küche zu lernen. Zur Strafe holte ich mir in Tansania (ehem. Deutsch-Ostafrika) furchtbaren Durchfall von einem Muschel-Cocktail. Dafür war in Namibia (ehem. Deutsch-Südwest) die Schwarzwälder Kirschtorte gut. Danach Strauß. Oder war es Krokodil? Nein, Krokodil gab es beim Australier in Köln. Das mexikanische Frühstücksbuffet! Kartoffeln in allen Farben in Bolivien, und Meerschweinchen dazu. Sushi in San Francisco (Japan war leider noch nicht dran) und ein indianisches Restaurant in Vancouver. Und, und, und - und so viel Gastfreundschaften verschiedenster Art und Weise... Da spare ich mir doch die Heimat-Nostalgie und bleibe Weltbürger des Essens und Trinkens und des Respekts vor der unglaublichen, vor allem regionalen Vielfalt. Und ich habe mit Trinken noch gar nicht begonnen... Und mit deutschen Landschaften, und mit Schweizer Spezialitäten... – Aber ach, Dickebohnen mit Speck, oder die jährliche Spargelzeit, und Armer Ritter aus Pumpernickel... Heimat als Genuss- und eben nicht als Ausschlussbegriff, daheim und überall, vorgestern mein Leber-Rezept, gestern abend spät der Libanese in Köln, heute Bratkartoffeln mit Spiegelei, und darauf jetzt einen norwegischen Aquavit, der angeblich ebenfalls den Äquator mehrfach zu überqueren hatte. Prost und Dank, Heimat Welt!

27.2.

Mesosticha - Teil 2

wärMe
 ach wAs
 nichTs als erfindung

5

scHoß
 der Erde
 gala
 Mutter
 nAtur
 fruchTbar noch

6

wer visionen Hat sollte zum arzt gehen
 fettEcke die putzfrau hat recht
 Ist das kunst oder kann das weg
 wundMale
 stigmAta
 wer visionen haT sollte zum arzt gehen

28.2.

Schwimmen... Ein Thema, das allein diesen Blog füllen würde. Ich bin immer schon ein begeisterter Schwimmer gewesen, habe über Jahrzehnte aber das "Kachelzählen" in Hallen- oder Freibädern dem Schwimmen im Freiwasser vorgezogen. Keine Ahnung warum. Es war wie Üben, also: das Instrument üben. Da bin ich auch immer eher superorganisiert und methodisch vorgegangen und habe mir selbst die Freiräume methodisch erarbeitet. Ich empfand es nie als Einschränkung, in Bahnen zu schwimmen, im Gegenteil; und das Chlorwasser war mir egal. Seit der Lektüre von "Logbuch eines Schwimmers" von Roger Deakin vor einigen Jahren hat sich das vollkommen verändert, ich suche jetzt gezielt fremde Gewässer auf, habe sogar eine Art Sammlung angelegt mit bereits bekannten und ausgesprochenen Wunsch-Gewässern suche sogar Fahrtrouten danach aus, ob unterwegs ein interessanter Fluss oder See entdeckt werden kann.

Schon als Kind und Jugendlicher war mir auch das Schwimmen in Meer und See vertraut. Wir fahren häufig zum Bistensee in Schleswig-Holstein in Urlaub, und dort bin ich schon früh lange Strecken allein geschwommen (sie kamen mir jedenfalls lang vor). Später bei zahlreichen Reisen in Skandinavien habe ich das Recht, überall einfach ins Wasser zu gehen, unglaublich genossen, und habe seit nunmehr 20 Jahren ein Haus nahe am See in Südschweden gemietet, tägliches Schwimmen der größte Genuss.

Vor einigen Jahren nahm ich bei einem Triathlon-Profi eigens Stunden, um meinen Kraulstil zu verbessern. Seither macht es noch mehr Vergnügen, und ich versuche, im Frühling einer der ersten und im Herbst einer der letzten im Wasser zu sein. Die Wintermonate über muss halt das Kachelzählen wieder her.

Lippstadt war immer ein Zentrum des Wassersports. Leider kann man seit dem Abriss des Hallenbades und des alten Freibads in Lippstadt als Schwimmer nur die Flucht ergreifen. Bei halbwegs gutem Wetter ins Freiwasser (Alberssee) oder ins nahegelegene Erwitte, das ein wunderbares altes Freibad hat, sehr empfehlenswert. Lippstadt aber hat sich ein ödes Spaßbad geleistet, für Schwimmer völlig unpraktisch und nicht ausreichend für die Stadt. Aber es hat eine Art Cabrio-Dach. Toll: ein Schwimmbad mit Cabrio-Dach statt eines Schwimmbads, in dem für alle ausreichend Platz ist und in dem man vor allem vernünftig schwimmen kann. Dafür mussten ein funktionierendes Hallenbad (nunmehr gibt es dort einen PARKPLATZ) und ein sehr schönes altes Freibad weichen. Jetzt gibt es im sog. Kombibad draußen was – drei Bahnen von 25 Metern Länge? Was für ein Armutszeugnis für eine Wasserstadt. "Licht – Wasser – Leben", so das Stadtmotto... Es wird Zeit, nach dem Licht etwas für das Wasser zu tun...

Was soll's, schwimmen wir halt im Boker Kanal oder in der Glenne, nicht wahr? Die Grundidee der Bürgerschaftlichkeit, die sich auch in erschwinglichen Schwimmbädern für alle ausdrückt (Volksgesundheit!), musste wie überall reinem Geschäftsdanken weichen. Nicht rentabel?! Kann weg. Theater?! Quatsch. Bürgerbäder?! Überflüssig. Sollen sie eben wieder absaufen. Dafür gibt es verkaufsoffene Sonntage, die als kulturelle Errungenschaft gelten, und die Eröffnung einer Filiale von Hansi & Mausi, die es überall sonst ganz genauso schon gibt, galt in Lippstadt als epochaler Fort-Schritt. Man war gut genug für eine weltbekannte Klamottenkette! Dass gerade ein Ort wie das alte Freibad in seiner charmanten Nicht-Perfektheit etwas wie "Heimat" ausmachte, auf den Gedanken kommen zuallerletzt gerade diejenigen, die diesen Begriff qua Partei gern vor sich hertragen, aber im Zweifel ist das Geschäft eben doch wichtiger... "Heimat" ist etwas für nostalgische, alkoholgeschwängerte After Hours mit feuchtem Dackelblick. Oder, weit schlimmer, ein Kampfbegriff, der über Zugehörigkeit entscheidet.

Ich empfehle die einschlägigen Stauseen in der Nähe, solange sie bei allgemein zunehmender Dürre noch genügend Wasser führen, und verrate abschließend einen etwas weiter entfernt gelegenen Geheimtipp: das "Naturfreibad Heil" bei Bergkamen, ein alter Lippearms mit wunderschönem Baumbestand, selten überfüllt, von unpräziösem Ruhrpott-Charme und – direkt am Lippeufer gelegen. Und abschließend breche ich eine Lanze dafür, sich als sicherer Schwimmer das Recht einfach zu nehmen, zu schwimmen, wo man möchte, und auf eigene Gefahr. Da bin ich ganz Indianer: Gewässer und Land gehören allen. *Condayauendi lerhayde cha nonhwicwahachen! Howgh!*

29.2.

Über die sozialen Medien hat sie Nachrichten bekommen nach dem Motto "Du Schuldige", "Du bringst alle in Gefahr" oder "Wie fühlt es sich an, wenn man eine Krankheit nach Deutschland einschleppt?".

Aus Spiegel Online, die Rede ist von einer jungen Frau, die sich nichtsahnend in Italien angesteckt hatte.

Endlich haben wir wieder ein Thema! Endlich wieder Schuldige! Erreger! Erregte! Erregungszustände! Erektionen!

Nachdem AIDS nicht mehr so auffällig ist und Safer Sex schon ein bis zwei Generationen lang die Ekstase versichert hat...

Nachdem Krebs nicht mehr als selbstverschuldet gilt, sondern als Folge von Zivilisationsschäden... Sind wir nicht alle Opfer von Stress, Plastikmüll, Fast Food und den Machenschaften der chemischen Industrie...

Nachdem die Pest und ihre Verwandten praktisch ausgerottet sind... Von einigen weniger wichtigen Weltgegenden vielleicht abgesehen... Schade eigentlich, war doch praktisch, wenn man neben Nestbeschmutzern auch flugs Brunnenvergifter und Luftverpester zur Hand hatte (Heiner Müller: "Der letzte Kriegsgrund ist die Atemluft.")... Kein Wunder, dass die Hexenverfolgung im Gefolge der Pest entstand...

Und heute gibt es ranghohe Politiker, die sich allen Ernstes als Opfer einer Hexenjagd inszenieren. Die Umwertung aller Werte...

Verfluchte Gottlosigkeit! Verdammte Aufklärung! Verdammte protestantische Ethik! Immer ist man selbst verantwortlich!

DOCH NEIN! *Corona is here* - und schon haben wir bald wieder Sündenböcke! (Ursprünglich übrigens ein jüdisches Ritual, bei dem ein Bock, symbolisch mit den menschlichen Sünden beladen, in die Wüste geschickt wurde.) Chinesen und überhaupt fernöstlich wirkende Menschen werden gemieden und beschimpft; in der Ukraine werden Leute, die aus China zurückkommen, mit Steinen beworfen; hier bei uns werden Infizierte als "Schuldige" bezeichnet, und in Bus und Bahn "erntet man, wenn man husten muss, böse Blicke". Flüge werden abgesagt, demnächst wird der ÖPNV eingeschränkt – wir haben wieder ein Thema! Egal, wenn's nur ne Grippe ist - her damit!

Hauptsache, die Heimat bleibt Corona-frei, oder sie ist zumindest Opfer, nicht Täter, und Oma ist keine Umweltsau, da sind wir uns doch einig.

ABER HUCH – da fällt mir ein... Was ist mit unseren, mit meinen Veranstaltungen? Konzerten, Lesungen, Theater... Wird jetzt alles abgesagt? Dürfen wir demnächst nicht mehr reisen? Oder, wenn doch, kommt einfach keiner mehr? Wovon werden wir Künstler dann leben?

Das darf doch nicht wahr sein... WER ist eigentlich schuld an der Misere... Bestimmt die verdammten...

Mein Kind hustet... Und mein Hals kratzt auch schon... Trocken irgendwie... Können wir uns irgendwo zur Quarantäne melden?

1.3.

Schweigen.

Schweigen in den Familien, ein Leben lang.

Vor einigen Jahren erfuhr ich bei einem Weihnachtsessen zufällig, dass mein (längst verstorbener) Großvater väterlicherseits bei der SS war. Ich hatte vorher nie davon gehört. Er sei aber "Hitler vom Postminister zum Geburtstag geschenkt worden". Der Hintergrund ist, dass mein Großvater beim "Postschutz" war, einer paramilitärischen Vereinigung, die 1933 zum Schutz von Post- und Rundfunkeinrichtungen gegen Überfälle und kommunistische Ausschreitungen gegründet wurde. "Der Eintritt in den Postschutz wurde als eine der Möglichkeiten gesehen, um die eigene ideologische Gesinnung mit einem Mindestaufwand an Engagement belegen zu können." (Wikipedia) Im März 1942 wurde der Postschutz der SS unterstellt. Mein Großvater war Fahrer, wie es heißt, deshalb fragte ich, was er gesehen hatte. Ich fragte nicht nach seinen Taten. Ich konnte mir aber nicht vorstellen, dass man als Fahrer bei der SS nichts gesehen hatte. Nicht zum Zeugen geworden war. Wovon auch immer. Der Postschutz war ab 1942 immerhin "faktisch einer der Kampfverbände der NSDAP, der an Kriegshandlungen u. a. in der Südsteiermark, in der Ukraine, in Polen und Weißrussland und zum Schluss auch an der Westfrontbeteiligt war. Bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen gab es keinesfalls die von vielen Angehörigen des Postschutzes erhofften 'mildernden Umstände', vielmehr wurde dieser zusammen mit der SS als 'verbrecherische Organisation' eingestuft." (zitiert nach Michael Schweizer, <http://www.vdb-nuertingen.de/archiv/Der%20Postschutz%20im%20Dritten%20Reich.pdf>)

Die Antwort lautete postwendend, man müsse die gesamte Lebensleistung eines Menschen würdigen, nicht nur einen Ausschnitt.

Ich habe diesen Großvater als einen strengen, Respekt einflößenden Mann in Erinnerung, der täglich einen Spaziergang in den Wald in Warstein machte, alle Sonntage dieselben zwei Sorten Kuchen auf den Tisch brachte und uns Kindern gelegentlich Sauermilch mit Zucker und Zimt machte. Es gab einen großen Garten mit Gemüse, Beeren, zu Beginn auch noch Hühnern, und eine "Kamp" genannte Weide mit Obstbäumen, die im Herbst gemeinsam abgeerntet wurden. Die Kellerregale standen voll mit eingelegten Birnen und dergleichen, und vor dem Haus standen früher tatsächlich zwei Bäume und darunter eine Bank, auf der die Nachbarn im Schatten saßen und schwatzten. In Ermangelung passender Tiere spannte der Großvater nach dem Krieg seine 11- und 12jährigen Söhne vor einen eigens gefertigten Pflug und pflügte mit ihnen sein Feld.

Und Schweigen.

2.3.

Die Hausverwaltung des Lippstädter Rechtsanwalts und Notars Klaus Petri übernahm u. a. die Verwaltung der ehemaligen Lippstädter Synagoge, die bekanntlich jahrzehntelang dem Verfall anheimgegeben und so gut wie vergessen war. Er in letzter Zeit stellte sich heraus, dass es sich hier um ein historisches Kleinod handeln könnte, das in weiten Teilen noch erhalten ist.

Wikipedia, Stichwort „Petri-Affäre“

„Im November 1955 veröffentlichte der Bonner Student Klaus Petri (1933–2011), der Mitglied der Marburger Burschenschaft Germania war, in der Bonner Studentenzeitung *Nachrichtenblatt der Bonner Studentenschaft* einen Artikel, in dem er nationalsozialistisches Gedankengut verbreitete. So verteidigte er in dieser Schrift die Einrichtung der NS-Konzentrationslager mit der Begründung „Ich akzeptiere die nationalsozialistischen Maßnahmen, weil sie dem heißen Wunsch der damaligen Führung entspringen, des deutschen Volkes Einigkeit und Recht und Freiheit zurückzugewinnen. Diesem großen Ziel musste die persönliche und individuelle Freiheit einiger weniger untergeordnet werden, denen man dadurch die Möglichkeit nahm, in Versammlungen oder Journaille für ihre ... dem Nationalsozialismus feindlichen Ziele zu werben.“ Der Artikel, so Petri, sei erforderlich, um die durch „Besatzungsphrasen“ eingeschläfert „völkisch-nationalen Elemente“ der Studenten wachzurütteln. Dass das Werk trotzdem nicht gelungen sei, habe an jenen Widerständlern gelegen, die zum Krieg getrieben hätten und Adolf Hitler in den Rücken gefallen seien, als er dabei war, „mit geballter Faust“ seines Volkes Lebensrecht durchzusetzen. (...)

Während weder der Rektor der Bonner Universität noch der Bonner AStA auf den Artikel reagierten, empörten sich seine Bundesbrüder in Marburg über Petris Verherrlichung nationalsozialistisches Gedankenguts. In einem Konvent beschlossen sie einstimmig, Petri wegen dieser und anderer Verfehlungen (Petri hatte gegen die Aufnahme eines Studenten gestimmt, weil dieser keinen so genannten arischen Großvater haben sollte und dies dem Bund bei einer potentiellen Wiederbelebung der so genannten Judenfrage Schwierigkeiten bereiten könnte) *cum infamia* (mit Schimpf und Schande) aus der Germania auszuschließen. Der von der Aktivitas [die studierenden Mitglieder einer Verbindung - D. R.] mit der Unterrichtung der Alten Herren beauftragte Sprecher Dietrich Oldenburg begründete in einem dreiseitigen Rundschreiben an die Altherrenschaft den Ausschluss Petris: „Wer die KZ-Lager mit all ihren scheußlichen Verbrechen in der Anlage für gerechtfertigt hält, zeigt eine menschlich verwerfliche Haltung. [...] Solche Behauptungen verstoßen gegen jedes Anstandsgefühl. [...] derartige Verstöße [...] wird niemand mehr mit dem Mantel der freien Meinungsäußerungen decken können.“ (...)

Die Aktivitas glaubte, mit der Unterrichtung der Altherrenschaft wäre die Angelegenheit erledigt. Schon bald mussten die 35 Aktiven erkennen, dass dies ein Irrtum war. Stapelweise kamen Protestbriefe in Marburg an, die die Rücknahme des Ausschlusses Petris forderten, zumal dieser der Sohn eines im Krieg gefallenen Bundesbruders, Hans Wilbert Petri, gewesen sei. Meinungsfreiheit sei auch für Petri gültig, er habe Auffassungen angesprochen, die viele teilten. Ein Großteil der Altherrenschaft sah in den führenden Aktiven Unruhestifter und eine Gefahr für den Bundesfrieden. Sie gaben die Parole aus, ‚Lieber eine kleine, sorgsam ausgewählte, als die jetzige, den neo-demokratischen Massengedanken zum Ausdruck bringende Aktivitas‘.

Die Altherrenschaft forderte, einen außerordentlichen Bundeskonvent einzuberufen, um den Fall Petri neu aufzurollen und die Aktivitas zu disziplinieren und von schlechten Elementen zu reinigen, damit der Bund nicht zur „Avantgarde der Neo-Demokratie“ werde. Neben den 35 Aktiven waren auf diesem Konvent auch etwa 350 Alte Herren stimmberechtigt, von denen aber nicht alle erschienen.

Zunächst wurde der aktive Bund suspendiert. Drei der Aktiven, die angeklagt waren, sich unbundesbrüderlich verhalten und Geheimbündelei getrieben zu haben, wurden anschließend gesondert ausgeschlossen (Walter Wallmann, der spätere hessische Ministerpräsident, Dietrich Oldenburg, späterer Präsident des Landesarbeitsamtes Hessen und Schriftsteller, und Hansgünther Kettling). Danach schritt man zur Neugründung und nahm nur 18 genehme Aktive wieder auf, so dass zahlreiche ‚unerwünschte Elemente‘ ihre Mitgliedschaft verloren. Außerdem wurde der Ausschluss *cum infamia* Petris in einen einfachen Ausschluss umgewandelt.

Nach seinem Ausschluss aus der Marburger Burschenschaft Germania trat Petri der Burschenschaft Marchia Bonn bei, der er bis zu seinem Lebensende angehörte. Petri wurde später **in Lippstadt Rechtsanwalt und Notar**[Hervorhebung DR], trat in die CDU ein und wurde Mitglied im Stadtrat. 1999 trat er nach fast 40-jähriger Zugehörigkeit aus der CDU aus und schloss sich erst den Republikanern, dann der NPD an, für die er 2005 für den Bundestag kandidierte. Er war Mitglied im Akademiekreis, einem Lesekreis für rechts außen stehende Personen. Petri war bis 47 Jahre lang bis 2011 im Vorstand, 40 Jahre als Vorstandsvorsitzender des Sportvereins Teutonia Lippstadt tätig und wurde danach einstimmig zum Ehrenvorsitzenden gewählt.“ Soweit der Wikipedia-Eintrag.

Von der Website des Lippstädter Sportvereins LSTeutonia 08:

„Werner Schnieder, Urgestein der Teutonenfamilie, ehrte in einer auch von Emotionen geprägten Rede den scheidenden Vorsitzenden und hob seine Verdienste hervor. "Das Haus ist bestellt. Die Abteilungen Schwimmen, Boxen und Fußball arbeiten erfolgreich und stehen finanziell auf gesunden Füßen; und mit der von ihm etablierten Stiftung Teutonia wird die Entwicklung des Jugendsportes seiner Heimatstadt zukünftig nachhaltig gefördert und beeinflusst", lobte Werner Schnieder. In seiner Amtszeit hat der "Lange", wie er liebevoll genannt wurde, alle zu vergebenden Ehrungen des Fußballverbandes erhalten, erwähnte Georg Schierholz als Verbandsvertreter in seiner Laudatio. Auf Antrag aus der Versammlung wurde Klaus Petri einstimmig zum Ehrenvorsitzenden ernannt und steht nunmehr in einer Reihe mit den Ehrenvorsitzenden Kurt Schumann, Jakob Koehnen und Artur Latza. Ein Blumenstrauß für die Ehefrau und stehende Ovationen der anwesenden Mitglieder begleiteten diese Ehrung.“

Und im Nachruf auf der Website heißt es:

„Das Leben ist vergänglich, doch die Spuren seines Sportlerlebens, seiner Hände Werk und die Zeit mit ihm wird in uns stets lebendig sein.“

Der Patriot - Lippstädter Zeitung , schreibt am 13.10.2011 unter der Überschrift „Über Jahrzehnte Akzente gesetzt / Klaus Petri im Alter von 78 Jahren gestorben“:

„Im Alter von 78 Jahren verstarb am Dienstag mit Klaus Petri ein Mann, der im öffentlichen Leben der Stadt über Jahrzehnte hinweg Akzente gesetzt hat. Die Jurisprudenz, die Kommunalpolitik und der Sport, das waren seine Wirkungsbereiche. Über viele Jahrzehnte hat er sich - nicht immer unumstritten - ins öffentliche Leben eingebracht. Über 40 Jahre Anwalt in Lippstadt, fast ebenso lange im Vorstand der heimischen CDU; und bereits 1952 war er als "Teutone" in Amt und Würden. Klaus Petri stammte gebürtig aus Bochum. Sein Vater war Oberbürgermeister in Wattenscheid - was seine Nähe zur Kommunalpolitik und zu Schalke 04 erklärt, wie er selber sagte. 1944 kam Klaus Petri nach Lippstadt. Sein Vater war im Krieg gefallen. Nach dem Abitur am Ostendorf-Gymnasium studierte er in Bonn und Marburg Jura, daneben Geschichte, Biologie und Sport [Von der sog. Petri-Affäre ist hier keine Rede. - DR]. 1962 ließ er sich als Rechtsanwalt in Lippstadt nieder, 1969 kam das Notariat hinzu. Berufsspezifisch war auch seine Mitarbeit in der deutschen Gesellschaft für Erbrechtswissenschaften.

Seine Laufbahn als CDU-Politiker begann 1963 mit dem Eintritt in die Partei. 1964 wurde er Vorstandsmitglied. Von 1969 bis 1978 war er außerdem Mitglied des Stadtrates. Seit 1994 war Klaus Petri engagierter (und streitbarer) Vorsitzender der Mittelstandsvereinigung. Darüber hinaus gehörte er dem Aufsichtsrat der Stadtwerke an.

Ende der 90er Jahre wechselte Klaus Petri die politischen Farben. 1999 verließ er die Kommandobrücke der Mittelstandsvereinigung, ein Jahr später trat der CDU-Funktionär nach fast 40-jähriger Mitarbeit aus der CDU aus, legte den Ehrenvorsitz in der Lippstädter Mittelstandsvereinigung der CDHU nieder und heuerte zum Entsetzen vieler Weggefährten bei den Republikanern und später bei der NPD an, was ihn nicht nur im politischen Leben Lippstadts zunehmend isolierte.

Bei Teutonia war er auch aktiver Fußballer. 1949 trat er dem Verein bei, seit 1952 gehörte er dem Jugendvorstand an. 1963/64 war Klaus Petri Teutonen-Vorsitzender; ein Amt, das er 1997 erneut übernahm. Dem FC Schalke 04 stand "der Lange", wie sie ihn in Sportlerkreisen wegen seiner Körpergröße gern nannten, nicht nur als Fan zur Seite. Einige Jahre arbeitete Petri dort auch im Satzungs- und im Wahlausschuss mit. Nach 47 Jahren ehrenamtlicher Vorstandsarbeit übergab Teutonen-Vorsitzender Klaus Petri im April diesen Jahres das Steuer in neue Hände. Zugleich wurde er bei der Verabschiedung einstimmig zum Ehrenvorsitzenden ernannt.“

3.3.

Der Mieter des Wohnwagen-Stellplatzes erzählt, die Miete betrage rund 600 Euro im Jahr, ein Platz am Seeufer 900. Der Redakteur erzählt, als Feridun Zaimoglu zu einer Lesung in Lippstadt war, verteilte die "Christliche Mitte" [ein nationalistisch gesinnter Verein fundamentalistischer Christen und sog. Lebensrechtler aus Wadersloh bei L. - DR] dagegen im Theater Flugblätter. Der polnische Autoschrauber sagt, wenn auch noch die neuen Flüchtlinge alle kämen, würde es schwierig. Er sei übrigens Schlesier, nicht Pole. Der FDP-Politiker sagt, wenn man das Stadtmuseum an einen Arzt oder Rechtsanwalt verkaufe, stünde es doch immer noch einer Art Öffentlichkeit zur Verfügung. Seine Freundin sagt, Lippstadt sei in den 70ern ein Schwulen-Treffpunkt gewesen und hätte sogar im "Spartacus World" gestanden. Die Bedienung im Bio-Supermarkt sagt, zu jedem Mittagstisch gebe es ein kleines Mango-Joghurtgetränk gratis. Der Radiosprecher sagt, die Mitarbeiter humanitärer Organisationen verließen fluchtartig Lesbos, weil sie von rechtsradikalen Schlägertrupps bedroht und verprügelt würden. Der VJ sagt, wir hätten die Welt schließlich 500 Jahre lang ausgebeutet, jetzt seien eben mal die anderen dran. Der Junge sagt, der Englischlehrer sei so fair gewesen, der Klasse mitzuteilen, dass ein Fehler in der Klassenarbeit bei allen nicht gewertet würde, weil er auf einer falschen Aufgabenstellung beruhe. Deshalb habe er jetzt eine 2- statt einer 3+. Die Frau auf der Autobahn lehnt sich aus dem Fenster und fragt schreiend, wo es zum Westerwald geht, Richtung Altenkirchen. Der alternde Kollege sagt, er könne das Leben als fahrender Musikant nervlich nicht mehr aushalten. Er sagt, dass er gerade den sechsten Band der 10bändigen Ausgabe von Henri Fabres "Erinnerungen eines Insektenforschers" studiere. Der israelische Intellektuelle im Radio sagt, wir Europäer verstünden nicht, dass der Siedlungsbau zu Israel gehöre und Korruption als Kavaliersdelikt gelte. Die Frauenstimme im Radio singt: "Wir haben die Katastrophe kommen sehen wie unsre Ur-Ur-Ur-Großeltern schon, die gleichen Idioten, das gleiche Problem, neue Generation".

Frank Uwe Laysiepen alias Ulay ist gestern gestorben. Er sagte, die menschliche Identität sei "ein kleines Segelboot auf der Mitte des Ozeans sei mit dem Anker von der Größe eines Tankers".

4.3.

In der Nacht von Sonntag auf Montag ist, wie gestern erwähnt, der Künstler Ulay in Ljubljana gestorben. Seine Verbindung und Zusammenarbeit mit der mittlerweile überlebensgroßen Marina Abramovic hat eine Reihe legendärer Performances hervorgebracht, die die Kunstwelt nicht nur erschüttert, sondern tiefgreifend verändert haben.

Als sie sich trennten, entschieden sie sich zu einer letzten Performance, gingen jede*r von einem Ende der Chinesischen Mauer 2500 km aufeinander zu, um sich ein letztes Mal zu umarmen (1988) und dann nicht wiederzusehen.

2010 saß Abramovic bei ihrer Performance "The Artist Is Present" im MOMA drei Monate lang täglich 8 Stunden einzelnen Besuchern gegenüber, während rundherum das Publikum zusah, fotografierte, redete, Schlange stand, und sah ihm oder ihr in die Augen. Sie verausgabte sich dabei sichtlich vollkommen (ein Kennzeichen aller ihrer Arbeiten ist die vollkommene Selbstverausgabung, das totale Risiko; auch das zu scheitern). Zwischen den einzelnen Begegnungen schloß sie die Augen, wie um das Bild des Besuchers entweder zu streifen oder abzulegen, als rhythmische Pause, als minimale Erholungsgeste oder um sich auf den nächsten, ihr unbekanntem Besucher vorzubereiten, und plötzlich saß ihr unangemeldet Ulay gegenüber, der sich wie alle anderen auch in der Schlange angestellt und Stunden auf seine Begegnung mit ihr gewartet hatte. Die Begegnung der beiden lässt mich jedes Mal in Tränen ausbrechen, sie ist dokumentiert im Dokumentarfilm "Marina Abramovic. The Artist Is Present" von Matthew Akers und leicht auf Youtube zu finden. Man sollte sich die paar Minuten Zeit nehmen, sich das selbst anzusehen, ich will es nicht *en detail* beschreiben.

Lediglich die mehrmals wiederholte (ich glaube, dreimalige) Kopfbewegung Ulays möchte ich erwähnen, die so alltäglich wie ungewöhnlich, so eindeutig wie vielsagend, abgründig, ja radikal ist. Es ist müßig, hier die Interpretation dazu zu liefern; die Geste ist von einer solchen Größe, dass es mir unangemessen vorkäme.

Ulay hieß eigentlich Frank Uwe Laysiepen, stammte aus Solingen und besuchte die Kölner Werkschulen. 1974 lernte er an ihrem gemeinsamen Geburtstag Abramovic kennen, sie wurden ein Paar, gaben ihren festen Wohnsitz auf, lebten in einem alten Lastwagen und entwickelten über Jahre ihre Performance-Serie "Relation Works".

Am 12.12.1976 stahl er in der Kunstaktion "Da ist eine kriminelle Berührung in der Kunst" Carl Spitzwegs "Der arme Poet" aus der Neuen Nationalgalerie Berlin, um es im Anschluss in der Wohnung einer türkischen Familie in Kreuzberg aufzuhängen. Nach 30 Stunden gab er es im Künstlerhaus Bethanien zurück und stellte sich der Polizei. Spitzwegs Gemälde zu entwenden, das wie kaum ein anderes die sogenannte deutsche Biedermeier-Gemütlichkeit repräsentiert und einen desaströsen Begriff vom Künstler zementieren half – ich bin mir sicher, gegen Spitzwegs ursprüngliche Intention –, ist eine künstlerische Aktion präzise entlang der Bruchlinien, die den Begriff "Heimat" ausmachen. Mir fällt kein relevanteres künstlerisches Statement dazu ein als diese Aktion von Ulay, insbesondere deshalb, weil seine Aktion mit größter Genauigkeit auf die Rezeption bzw. Vereinnahmung des Gemäldes abzielte, nicht auf das Bild selbst. Zur Rezeptionsgeschichte des Bildes gehört, dass Spitzweg einer von Adolf Hitlers persönlichen Lieblingsmalern war (im Rahmen von Hitlers "Sonderauftrag Linz", der Zusammenstellung einer Sammlung seiner Favoriten für ein späteres "Führermuseum" in

Linz, wurden auch Spitzweg-Bilder beschlagnahmt) und einer der Lieblingsmaler der Deutschen in den zwanghaft auf Idylle und Heimat ausgerichteten Nachkriegsjahrzehnten.

Als ich 1980 zum ersten und einzigen Mal den in Lippstadt lebenden Schriftsteller Thomas Valentin zu einem längeren Gespräch besuchte, fragte ich unter anderem nach seinen Lieblingsautoren. Für ihn war unter anderem Beckett besonders wichtig, und er sagte sinngemäß, angesichts von Becketts Werk müsse man sich fragen, ob man überhaupt und wie man selbst weiter schreiben könne. So geht es einem auch mit den Arbeiten von Abramovic und Ulay.

5.3.

"Der Koalitionsvertrag von CDU/CSU und SPD schreibt ein einheitliches Abstimmungsverhalten im Bundestag vor." Deshalb stimmten diverse SPD-Abgeordnete gegen ihre Überzeugung und gegen den Antrag der Grünen, "5000 unbegleitete Kinder, Schwangere, alleinreisende Frauen oder schwer Traumatisierte aus den griechischen Flüchtlingslagern" in Deutschland aufzunehmen.

Unbegleitete Kinder.
Schwangere.
Alleinreisende Frauen.
Traumatisierte.

Alleingänge will man nicht unternehmen, zu frisch ist das Trauma, das Angela Merkel 2015 offenbar in der politischen Landschaft hinterlassen hat mit ihrem "Wir schaffen das". Zu groß die Panik angesichts der gesellschaftlichen Einflussnahme der AfD-Hetzer.

Es ist wie in "World War Z" oder in "Game of Thrones" - der Angriff der Zombie-Massen steht unmittelbar bevor. Die höchsten und dicksten Mauern werden sie nicht aufhalten. Und wie in "Herr der Ringe" geht es um den Endkampf der weißen Völker des Abendlandes gegen die Massen der häßlichen, braunen bis schwarzen Orks. Zum Glück ist der Wald auf unserer Seite, lies nach bei Canetti.

"Der von den Grünen geforderte einseitige nationale Alleingang mit Übernahme von Kontingenten würde alle europäischen Lösungen erschweren." Aus einer Erklärung, in der 48 CDU-Parlamentarier, die noch halbwegs bei Trost sind, sich immerhin für Hilfe einsetzen, wenn auch nur in einer 'Koalition der Willigen'.

Der Täter von Hanau – schon wieder halb vergessen. War das was? Aber die Bedrohung durch unbegleitete Kinder, Schwangere, alleinreisende Frauen oder schwer Traumatisierte wird täglich größer. Vermutlich sind auch sie es, die diese unheimlichen Viren bei uns einschleppen wollen. Stammen alle aus den Schlammlöchern Sarumans.

Den ursächliche Zusammenhang der europäischen Politik mit den Fluchtbewegungen; die Tatsache, dass der Klimawandel, der hier bisher für ein paar umgestürzte Bäume und weniger Schnee sorgt, anderswo bereits verwüstete Länder zur Folge hat; die Tatsache, dass unser Leben im Überfluss anderswo Armut, Hunger und Verteilungskriege zeitigt: alles bekannt. Wir schließen die Augen und die Mauern. Das, was Trump in den USA versucht, eine Mauer gegen Flüchtlinge aus dem Süden zu errichten, ist in Europa längst

Realität. "Die EU-Kommission kündigte an, Griechenland in der angespannten Migrationslage zu helfen. Die EU-Behörde Frontex sendet Verstärkung an die griechische Grenze."

Auf Lesbos leben 85.000 Griechen. 22.000 Flüchtlinge. 100.000 Touristen jährlich (früher). "Jedes EU-Land solle pro halber Million Einwohner je zehn unbegleitete Minderjährige 'aus diesem Loch herausholen', schlug Luxemburgs Minister Jean Asselborn in Brüssel vor." (Mit dem Loch ist Lesbos gemeint, eine der Wiegen unserer Kultur.) 10 Kinder pro 500.000 Einwohner. Das sind 3 Kinder für Paderborn, 7 Kinder für Bielefeld, 20 Kinder für Köln. Und 1 bis 2 Kinder für Lippstadt. (Nicht pro Nase. Nicht pro Familie. Jeweils für die ganze Stadt.)

Das ist Überfremdung.

Das schaffen wir nicht.

(alle Zitate aus Spiegel Online, "Bundestag lehnt Aufnahme von 5000 Flüchtlingen aus Griechenland ab", 4.3.2020)

6.3.

"Anfang der 1930er, als Adolf Hitler auf Werbetour war, kam er nach Lippstadt. Da hat keiner in Lippstadt ein Fenster aufgemacht. Das katholische Münsterland und das katholische Sauerland, die haben alle brav Zentrum gewählt. Und der linke Ruhrpott hat doch eher KPD gewählt als NSDAP. 90 oder 99% NSDAP, das stimmt doch nicht. Im Leben nicht. Wo waren wir? Da ist Hitler also weitergefahren nach Lipperode, und da standen sie alle jubelnd an der Straße. In diesem braunen Nest. Selbst der NSDAP-Bürgermeister Fuhrmann hat 1945, als sich der Ruhrkessel schloß und die Amerikaner vor Lippstadt standen – die kamen sowohl von der Beckumer als auch von der Bökenförder Straße –, selbst der braune Bürgermeister, der an den Endsieg hätte glauben und bis zum letzten Blutstropfen kämpfen müssen, ist mit einer weißen Fahne die Bökenförder Straße entlang gegangen, den Amerikanern entgegen. Und darum ist dann auch in Lippstadt keine Bombe gefallen. Wenn der angefangen hätte zu spinnen, dann hätte die Lippstadt noch kurz plattgemacht. Das war am 1. April 1945. Fuhrmann ist dann in den Knast gekommen, und nach 6 Wochen haben sie ihn wieder entlassen, und als er dann uralt war, hat er von der AWO das Essen auf Rädern bekommen."
Josef Mackenberg, Stadtführer L.

7.3.

Wehe, wehe, dreimal wehe,
wenn ich jemand husten sehe!

Keimfrei soll die Heimat sein:
Virus nicht, nicht Flüchtling rein!

Was ich vor allem mir ersehne,

ist virenfreie Quarantäne.

Auch kein Sex mit Körpersaft,
sonst werden wir dahingerafft!

Informationsfrei, klinisch rein –
so soll uns're Zukunft sein.

Alles von außen ist vom Teufel.
Der Beelzebub sät auch den Zweifel!

Beherrscht, ordentlich, pünktlich, sauber,
dann bleibt er aus, der Virenzauber.

Wir horten KloPa, Nudeln, Decken,
Devise heißt nun: Sich verstecken!

Müsli, Konserve, Batterie –
da bleibt kein Grund zur Hysterie.

Wenn das nicht hilft, hilft noch Diät –
das ist Bunker-Mentalität.

Noch Kreuz und Knoblauch aufgehängt,
so wird der Virus abgedrängt.

Corona, Flüchtling außen vor!
Klappt's doch nicht, winkt das Himmelstor.

(Es trifft ja sowieso die Richt'gen,
die Alten, Kranken, die Unwicht'gen,

die Außenseiter, Penner, Schwachen,
die eh nur Scherereien machen.)

Danach ist wieder Platz im Land,
da geben wir wieder die Hand.

Verschwunden ist das Risiko,
Wirtschaft wieder auf Weltniveau.

Jalousie runter, dann ist Ruh'.
Gut' Nacht – ich mach die Augen zu.

8.3.

Bilder legen sich übereinander, wie die Gesichter von Liv Ullmann und Bibi Andersson in der berühmten Szene aus Bergmans "Persona".

Bild 1

Die menschlichen Einzelkörper, die ihre Begrenzung zu schützen suchen: 1,5 m Abstand, Händewaschen mindestens 20 Sekunden und mit Seife, keine Berührung bei Begrüßungen, nicht die eigenen Hände in das eigene Gesicht, und Hände über der Bettdecke... Warum bildet eigentlich die Haut die Körpergrenze? Und nicht z. B. das Ohr?

Bild 2

Flüchtlinge an der Grenze Griechenlands/Europas. Die europäische Außenhaut wird undurchdringlich gemacht; wo man Viren durch Desinfektionsmittel zu bekämpfen sucht, ist es bei Flüchtlingen Tränengas. Während Kinder in den Lagern erfrieren, ist bei uns Klopapier ausverkauft. Ein Kollege wurde Zeuge, wie sich Kunden im Supermarkt um ein letztes Sixpack Wasser stritten, bis einer von ihnen draufspuckte, da waren die Besitzverhältnisse geregelt.

Besonders betroffene Regionen: Ob in China, ob in Europa, überall gilt Ausgrenzung als Mittel der Wahl. Abriegeln wie in Zeiten der Pest, niemand hinein, niemand heraus. Als ob man der Ansteckungsgefahr auf diese Weise Herr werden könnte... Man vollführt damit symbolische Handlungen, im Sinne von: Wir haben es noch in der Hand. Nächste Stufe: Schuldzuweisung. Schon fallen Begriffe wie Brunnenvergifter.

Virale Videos, virale Meldungen, die menschliche Kommunikation als grundsätzlich viraler, viren-artiger Vorgang. Ich erhalte eine Information (bin davon infiziert), und durch Weiterleiten (etwa: sog. soziale Netzwerke) Sorge ich für die Verbreitung des Virus, oft ohne ein fundiertes Wissen darüber, ob der Informationsvirus etwas taugt. Nein, schlimmer: Wir leben in Zeiten, wo Informationsviren verbreitet werden gerade deshalb, *weil* sie nichts taugen, *weil* und *damit* sie anderswo Schaden anrichten. Bestes Beispiel sind die Demagogen, die nun überall herrschen dürfen, weil einen tumbe, uninformierte, abergläubische Masse sie gewählt hat. USA, Brasilien, Großbritannien, Israel, Philippinen, Polen, Ungarn, Türkei, you name it. Virenschleudern.

Das ist das Geschäft mit Todesangst.

Aber es wird doch immer und überall gestorben?

Egal – der immergleiche Reflex funktioniert.

Die Mauern hoch!

9.3.

Wie merkwürdig. Gestern erst Bergman zitiert, und heute lese ich: Max von Sydow ist gestorben. Er wurde 90 Jahre alt. Sein Gesicht, seine Gestalt haben einen lebenslang begleitet. (Heimat.)

Neben den vielen großartigen Film-Auftritten liebe ich besonders eine kleine Fotoserie mit von Sydow. Ich glaube, sie ist in einem Time-Live-Band aus den 60ern zur Küche Skandinaviens zu finden. Hier demonstriert von Sydow, wie man beim traditionellen schwedischen Krebsessen im August mit Aquavit zu prosten hat.

Drei kleine Portrait-Fotos. Auf dem ersten prostet er der Kamera zu, dann kippt er den Schnaps, und auf dem dritten schaut er, das Glas respektvoll auf Brusthöhe haltend, mit einem einfach unglaublichen Blick in die Kamera.–

Heute in Lippstadt: Gespräche mit verschiedenen Menschen im KIA auf der Cappelstraße, einer äußerst angenehmen Einrichtung, in etwa einer "Tafel" für Obdachlose, aber mit gemischterem Publikum, mit Kleiderkammer, Bücherschrank etc.

Danach traf ich beim Fotografieren zufällig einen, wie sich herausstellte, polnischen Graphiker in seiner Werkstatt, der mit Airbrush-Technik einen Süßigkeiten-Stand für die Kirmes auf Vordermann brachte. Gelassen und humorvoll, ließ er mich in seiner Werkstatt fotografieren. Es stellte sich heraus, dass er Tomasz Stánko kannte, den polnischen Trompeter, dem ich vor kurzem eine Komposition gewidmet habe. Die wir vorgestern in Lippstadt aufgeführt haben.

Ein seltsamer Tag in Lippstadt...

Es kamen dazu ein Waschsalon, in dem – ganz urban – gelegentlich Konzerte und Kleinkunst stattfinden; ein schwarzer Jesus am Kreuz an der Straße nach Overhagen; der Bericht meines Onkels, William Penn sei in Lippstadt gewesen. Das muss in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts gewesen sein, als Penn auch in Deutschland Kolonisten für eine Quäker-Siedlung in Nordamerika anwarb. 1681 gründete Penn Philadelphia (dort habe ich 1991 gespielt...).

Wikipedia weiß zu berichten:

"Penn wagte das 'heilige Experiment', wie er es nannte, und setzte ein Regierungssystem in Kraft, das auf Brüderlichkeit und persönlicher Freiheit für Siedler und Indianer beruhte. (...) Pennsylvania wurde zu einer Zufluchtsstätte für Angehörige religiöser Minderheiten, die in Europa verfolgt oder diskriminiert wurden (Quäker, Hugenotten, Mennoniten, Böhmisches Brüder, Juden u. a.), aber auch für Denominationen wie Lutheraner und Katholiken (die in allen anderen britischen Kolonien vertrieben wurden), die in anderen amerikanischen Kolonien kein volles Bürgerrecht hatten.

Mit seinem ungewöhnlich liberalen Wahlrecht und der vollen Religionsfreiheit war Penns System seiner Zeit weit voraus. Aufgrund der Tatsache, dass Penn die Indianer vor Alkohol und ausbeuterischen Weißen schützte und sich strikt an die Landabtretungsverträge hielt, blieb Pennsylvania von indianischen Überfällen verschont. Penn hatte intensiven Kontakt mit den benachbarten indianischen Ethnien (wie den Leni Lenape oder den Irokesen) und sprach ihre Sprachen."

Penn veröffentlichte 1693 anonym eine Schrift mit dem Titel "An Essay towards the present and future Peace of Europe by the establishment of an European Dyet, Parliament or Estates", in der er – 250 Jahre vor ihrer Entstehung, also utopisch – Grundzüge einer europäischen Institution entwirft, die dem Europarat ähnelt.

Underground und Utopie in Lippstadt...

10.3.

Ich schau lieber gar nicht erst nach, was der Kölner Stadt-Anzeiger daraus macht – dort ist es schon eine Meldung im Kulturteil wert, wenn bei den "Höhnern" am Proberaum ein Fahrrad umfällt.

Jedenfalls erfährt man auf *Spiegel Online*, dass der Kölner Heimatbarde Wolfgang Niedecken (von manchen auch Tiefgang Wolldecken genannt) Opa geworden ist. Man sieht den stolzen Großvater mit Catweazle-artigem Ausdruck vor einer Torte mit einem wippenden Miniaturstorch sitzen. Schön, so einfache, verlässliche Bilder. Die Tochter bzw. Mutter Isis-Maria sei eigens für die Geburt in die Heimatstadt gekommen, damit im Pass nicht am Ende "Berlin" steht. (Oder gar Schlimmeres?) Aber wieso dann "Isis" und "Noah" und nicht, sagen wir, Ralf (op kölsch "Rallef"), oder noch besser Jupp oder Pit?

Pit wie die Kölner Boxlegende Peter Müller, "de Aap" genannt, mehrfacher Deutscher Meister, der – legendär – 1952 den Ringrichter Pippow ausknockte, der ihn zu sehr genervt hatte. Auf die Frage "Warum?" soll "de Aap" später in einem Interview geantwortet haben: "Es wird wohl Wut jewesen sinn." Müller plagte, als er schließlich auch international boxte, angeblich immer Heimweh nach Kölle. Das ist wichtig für die Kölner: Dass ihre Helden immer ordentlich Heimweh haben, auch, wenn sie ganz woanders Millionen scheffeln. Überliefert ist jedenfalls, dass Peter Müller sich 1953 in den USA eine Mundharmonika in den Ring geben ließ und statt der deutschen Nationalhymne das Horst-Wessel-Lied intonierte. Er hatte nicht mitbekommen, dass sich da etwas geändert hatte. Und nach seiner Boxer-Karriere versuchte er sich als kölscher Sänger mit Titeln wie "Rädebomm, dä Jong dä fällt nit om..." Herrlich.

Womit wir wieder bei Niedecken und BAP wären: Glückwunsch! Es wird wohl Kitsch jewesen sinn.

11.3.

In Zeiten, in denen ein einziges Thema die öffentliche Wahrnehmung beherrscht – wie in diesen Tagen die Corona-Hysterie –, rutschen alle anderen Themen nach hinten ins Blatt oder nach unten am Scrollbalken, es kräht kein Hahn danach, weil Prioritäten.

Die Rettung des Hambacher Forsts (oder besser: seiner letzten Reste) wurde durch die Kohlekommission möglich, aber angestoßen wurde das Thema durch die Besetzung des Waldgebiets, die 2018 mit der Räumung durch die Polizei beendet wurde, und die Welle der Solidarität in der Bevölkerung. Nicht der Kampf gegen mordende und hetzende Rechtsradikale und Rassisten, nicht der Schutz eines Bundesligaspiels, nicht der Besuch Erdogans in Köln, nicht der Karneval war der bislang größte Polizeieinsatz in NRW. Nein, es war die Räumung eines Waldgebiets von mit Baumhäusern bewaffneten linken Querulanten, weil die Landesregierung dem Energiekonzern RWE aufgrund längst von der Zeit und der Klimakatastrophe überholter Verträge das Recht zum Abholzen mit Gewalt verschaffen wollte. Dass es nicht dazu kam und doch die Vernunft obsiegte, ist nachgerade ein Akt alternativer Heimatpflege. Die Pflege der Heimat reicht gerade bei den Herrschaften, die sie offiziell ständig im Munde führen und vor sich hertragen, nämlich in aller Regel nur bis zur nächsten Gelegenheit, sich auf Kosten derselben zu bereichern. (Siehe Stadtmuseum Lippstadt; noch vor kurzem sagte mir ein FDP-Lokalpolitiker allen Ernstes, auch der Verkauf an einen Rechtsanwalt oder einen Arzt hätte eine Art öffentlicher Nutzung für das Gebäude bedeutet, und die Renovierung hätte die öffentliche Hand auch nicht belastet...)

Jedenfalls kann man heute die Meldung lesen, dass die Grünen im Landtag dem NRW-Innenminister vorwerfen, "die Öffentlichkeit über die Situation im Wald getäuscht" zu

haben, um "Stimmung gegen die Baumhausbewohner zu machen" und "den Polizeieinsatz mit Hilfe einer falschen Erzählung zu legitimieren" (Zitate aus Spiegel Online). Dahinter steht natürlich wieder einmal die sog. Hufeisentheorie, nach welcher gewaltbereite Extremisten gleichermaßen auf der rechten wie auf der linken Seite zu finden sind. Eine Theorie, die nur dazu dient, die so gut wie ausschließlich rechtsextreme Gewalt hierzulande samt ihrer geistigen Brandstifter zu verharmlosen. So dämlich wie bekannt wie offensichtlich unausrottbar.

Das von den Grünen vorgelegte, rund 100seitige Dokument hat nun die tendenziöse Rolle der Landesregierung im Zusammenhang der Vertreibung der rund 200 Aktivisten zum Thema. Die Landesregierung wollte offenbar den Eindruck erwecken, es handle sich bei den Baumbesetzern um Kriminelle, um so das Vorgehen zugunsten von RWE zu legitimieren. Dafür wurden mehrere Gutachten bei einer Kanzlei bestellt und bezahlt, der nunmehr Kontakte zu RWE nachgewiesen wurden. In dem Bericht der Landesregierung heißt es dazu: "Für die ausgewählte Kanzlei spricht ihre überragende Expertise mit der Folge eines Alleinstellungsmerkmals." Ministerpräsident Laschet hatte daran angeblich keinen Anteil; er will ja auch gerade CDU-Vorsitzender werden.

Zitat Spiegel Online: Zur aktuellen Lage heißt es in dem Bericht [der Landesregierung, DRJ]: "Derzeit halten sich circa 60 Störer im Umfeld des Hambacher Forstes und des dortigen Wiesencamps auf." Die Personen seien dem autonomen beziehungsweise anarchistisch geprägten Spektrum zuzuordnen und würden wieder Baumhäuser errichten. Es gebe weiterhin Angriffe auf RWE-Anlagen und Steinwürfe auf Polizisten. Auch Jäger, die in der Nähe ihr Revier hätten, würden von Waldbesetzern bedroht. "Der Klimaschutz steht hier eindeutig nicht mehr im Vordergrund", schreibt die Regierung, "sondern der Erhalt eines Rückzugs- und Aktionsraumes sowie als oberstes Ziel die Abschaffung des 'kapitalistischen Systems' im Sinne nicht nur einer Wirtschafts- sondern der Gesellschaftsordnung."

Warum kann man nie, nie, nie einmal lesen: Wir haben uns geirrt, die Besetzer hatten Recht, sie haben ein Stück Heimat gerettet, vielleicht nicht auf unsere, aber auf ihre Art, sie haben RWE und die Landesregierung am Ende dazu gezwungen einzulenken, UND DAS WAR GUT SO, DER EINSATZ GERECHTFERTIGT, DANKE DAFÜR. Stattdessen immer derselbe obrigkeitsstaatliche Reflex, so dumm wie langweilig wie unproduktiv. Und der Grund? Dreimal darf geraten werden... *Follow the money.*

12.3.

Was ist mit dir, mein Vaterland,
wer hat dich so zerschunden?
Der rote Zar, der gelbe Khan?
Nein, braune Vagabunden.

Ein krummes Kreuz ist aufgestellt
an Straßen und Geleisen,
auf Brück und Haus und noch sogar
auf stillen Waldesschneisen.

Das grüßt mit aufgehobner Hand,
 wer hier als Knecht geboren,
 der rohe Lump, der Unverstand
 und wer noch sonst verloren.

Sie tanzen um das krumme Kreuz
 und grölen um die Wette,
 wer edel blieb im Vaterland,
 der findet keine Stätte.

Und wen die Scham zur Fremde trieb,
 den kann man heiß beneiden,
 auch wenn er nur von fremdem Brot
 ein schmales Stück darf schneiden.

Ich zieh nicht fort, ich bleib im Land,
 hab niemand was gestohlen.
 Das krumme Kreuz, ich spür den Tag,
 wird bald der Teufel holen.

Im Heft "Literaten und Literatur aus Lippstadt" aus der Schriftenreihe des Heimatbundes stieß ich auf den Dichter Gottfried Kapp (1897 - 1938), der nach einem wenig erfolgreichen, aber offenbar sehr konsequenten Schaffen starb, als er bei einem Verhör durch die Gestapo unter ungeklärten Umständen aus dem Fenster stürzte. Fensterstürze hatten Konjunktur in jenen Zeiten. Es ging bei dem Verhör u. a. um seine Tagebücher aus den Jahren 1933–1938, "in denen er sich gegen Völkerhaß und Nationalstolz wandte" (Wikipedia).

Kapp war seit 1927 verheiratet mit Luise Windmüller (1895 - 1967), einer Tochter des jüdischen Geschäftsmanns Sally Windmüller, dem Gründer der Westfälischen Metall-Industrie (WMI) in Lippstadt, die dann – wahrscheinlich nach seiner Frau Helene und als Wortspiel mit "heller" – HELLA genannt wurde. "Der Name Hella wurde erstmals 1908 als Warenzeichen für einen Acetylen-Scheinwerfer verwendet." (Wikipedia) Der erste Autoscheinwerfer wurde in der sogenannten "Lampenbude" in der Hospitalstraße in Lippstadt gefertigt, später arbeiteten dort Zwangsarbeiterinnen in einer Außenstelle des KZ Buchenwald, vor kurzem diente das Gebäude als Flüchtlingsheim, demnächst soll es nach einem aktuellen Ratsbeschluss die Sammlung des Stadtmuseums beherbergen.

Die "Hella" wurde 1923 von der Lüdenscheider Industriellenfamilie Hueck übernommen, ist heute eines der 100 größten deutschen Industrieunternehmen, einer der 100 weltweit größten Autozubehörhersteller und der größte Lippstädter Arbeitgeber. Die Huecks gehören mit knapp 1,5 Milliarden Euro Vermögen zu den hundert reichsten deutschen Familien.

Am 22.12.1980, einem Montag, stand ich gegen Abend mit einem seiner Bücher in der Hand vor dem Haus im Lippstädter "Schwerpunkt", dem Arbeiterviertel im Süden, in dem Thomas Valentin wohnte. Ich hatte ihn telefonisch um eine Verabredung gebeten, um mir ein Buch zu signieren, das ich meinem Vater zu Weihnachten schenken wollte (es handelte sich, glaube ich, um "Grabbes letzter Sommer"). Die Tür wurde geöffnet von Valentins Frau Jutta und einem Freund der beiden (wie sich herausstellte, handelte es sich

um Arnold Hueck), und ich erfuhr, dass Valentin sich vor wenigen Stunden das Leben genommen hatte. Jutta Valentin überließ mir einen Teil von Thomas Valentins persönlicher Bibliothek; von Arnold Hueck bekam ich bei einem kurzen Besuch in der Lipperoder Straße zwei LPs mit Oboen-Konzerten geschenkt und durfte den Munch bewundern, der dort an der Wand hing.

So ist Sally Windmüller, der HELLA-Gründer und Kapps Schwiegervater, irgendwie mit dafür verantwortlich, dass ich Oboenkonzerte von Hueck erhielt. Heute arbeite mich in Lippstadt am Thema "Heimat" ab und bin mit einer studierten Oboistin verheiratet. Ganz in der Nähe des Hueckschen Anwesens in Lippstadt wurde eine Straße nach Gottfried Kapp benannt.

Nachtrag: Der rechtsextreme Höcke-"Flügel" der AfD steht nun unter Beobachtung des Verfassungsschutzes.

13.3.

Ausnahmezustand.

Das ist der erste Tag des neuen Lebens.

Der erste Tag ohne den Zwang, zur Arbeit oder zur Schule zu gehen. Leistung ist nicht mehr das Wichtigste. Gesundheit gehen vor, Leben geht vor, Solidarität geht vor.

Der erste Tag, an dem man wieder Dinge macht, die nichts kosten: ungelesene Bücher liest, spazierengeht, ungespielte Spiele ausprobieren, sich gegenseitig etwas beibringt. Aufräumt. Unter Bäumen sitzt. Sich gemeinsam Sorgen macht. Gemeinsam Verantwortung übernimmt.

Das ist der erste Tag, an dem man bei den Nachbarn nachfragt, wie es ihnen geht. Freunde anruft, um zu vereinbaren, wer sich wann um die Kinder kümmert. Mit den eigenen Kindern spricht, ihnen die Situation erklärt, ihnen klarmacht, dass auch sie etwas dazu beitragen müssen, dass man miteinander auskommt, wenn man sich jetzt so viel sieht. Dass sie keine Angst haben müssen, und wenn, dass es besser ist, gemeinsam Angst zu haben.

Das ist der Tag, von dem an wir wieder miteinander sprechen. Ohne Anlass bei alten Freunden und greisen Verwandten anrufen.

Vielleicht ist die Krankheit eine Chance für eine durch und durch kranke Gesellschaft, andere Dinge wichtig zu nehmen als Börsenkurse. Als das tägliche Rattenrennen. Die Ratten bleiben einfach daheim. Nehmen die Masken vielleicht ab. Sehen sich vielleicht in die Augen. Lernen sich kennen, sich selbst und gegenseitig.

Statt sich hysterisch darauf zu stürzen, Gründe und am besten Schuldige zu suchen, könnten wir die Situation der von oben verordneten Entschleunigung annehmen. Langsam werden. Nachsinnen. Schweigen. Helfen. Uns Zeit lassen. Lernen.

Ausnahmezustand.

14.3.

Fotografieren in Lippstadt. Im Wohngebiet zwischen Erwitter und Stirper Straße ein Anbau, eine Art Schuppen mit einer Bank davor, fast Schrebergarten-Milieu, die Lipperose darüber sieht aus wie ein Kastenzeichen.



Ich mache ein Foto, als ein Auto neben mir hält und ein Mann fragt, warum ich sein Haus fotografiere. Ich erkläre, dass es sich um Kunst handelt, nenne die Website, aha, dann ist es ja in Ordnung, er hat sogar die Andeutung eines Grinsens für die Kunst übrig. Die Straße kreuzt einen dieser typischen Lippstädter Wassergräben, die irgendwo unvermittelt anfangen und irgendwo unvermittelt wieder aufhören, es werden alte Bewässerungsgräben sein, die zumeist unterirdisch verlaufen oder zugeschüttet sind.

Bei den "Päterkes" im Vinzenterkolleg an der Südlichen Umflut ist gerade Gottesdienst, ein paar singende Stimmen dringen aus dem offenen Fenster, durch das man den Gekreuzigten sehen kann.



Ich sehe mich im Park um die ehemalige Brauereibesitzer-Villa um, die Pater scheinen eine Vorliebe für geschnitzte Holzfiguren zu haben, Eulen und Gartenzwerge stehen in Harmonie neben den Grabsteinen verstorbener Mitbrüder, der Brunenfigur eines flötespielenden Knaben und einer Mariengrotte. Einer der Brüder kommt aus dem Haus, ich erkläre mein Anliegen und erzähle, dass mein Vater samstags regelmäßig zur Beichte hierher kam. Ich betrete nach Ende des Gottesdienstes den erstaunlich schmucklosen kleinen Sakralraum, in der Ecke die "Beichtklingel". Ich stelle mir vor, ein mit christlichen Gepflogenheiten nicht Vertrauter träfe auf diesen Ritus. Man offenbart seine Verfehlungen

einem Fremden, dem "Beichtvater", der das Recht hat, den Pönitenten nach Vollzug bestimmter, in der Regel milder Sanktionen wie etwa Gebeten von seiner Schuld freizusprechen – was für eine faszinierende und gleichzeitig absurde Erfindung, und was für eine Macht der Kirche gegenüber ihren Anhängern. Ich war selbst Beichtkind, Beichtunterricht bei Vikar Mönnig, ich bildete mir als 8, 9jähriger mystische Gotteserfahrungen ein; ich weiß, wie es sich anfühlte, aller Sünden ledig zu sein... Dahin, dahin.

Inmitten einer Neubausiedlung am Ostwall ein baufälliges, verwildertes Haus, zugewuchert mit Gestrüpp, offen gähnende Fensterhöhlen und Kellerzugänge, ein Haufen Müll, ein Schandfleck im Vergleich zu den sehr gepflegten Häusern ringsum. Asi-Dornröschens Schloss, niemand kommt küssen, vielleicht erbarnt sich irgendwann die Abrißbirne. Eine der Nachbarinnen tritt auf ihren Balkon, als sie mich fotografieren sieht. Sie sagt auf meine Frage nach dem Haus kurz angebunden "Das gehört Leuten, die das Geld nicht nötig haben", will nicht weiter reden, verschwindet wieder in ihrer Wohnung. Gegenüber schöne alte zweiflüglige Garagentore aus Holz. Der Eingang des Hauses ist hinter Efeu und Gebüsch unsichtbar, auf dem Geländerrest sitzt eine Drossel, die nicht wegfliegt.

Ich will die Gottfried-Kapp-Straße aufsuchen und finde mich in einem Neubauviertel in der Nähe des alten Lippstädter Friedhofs wieder. Offenbar eine Siedlung für Besserverdienende. Ich fotografiere Hecken mit der Ausstrahlung massiver Gefängnismauern, weil sonst nichts ins Auge fällt, das ein Bild wert ist. Ein Typ Marke Steuerberater/Rechtsanwalt fotografiert mich aus seinem Auto. Ich denke, nicht schon wieder, und grüße, er fährt weg. Ich winke mit meinem Handy. Er wendet und kommt zurück, fragt ausgesprochen unhöflich, warum ich sein Haus fotografiere.



"Ich habe Ihr Haus nicht fotografiert, sondern eine Hecke. SIE haben MICH fotografiert. ICH habe ein Recht an meinem Bild, die Hecke nicht."

"Ich bin sehr mißtrauisch."

Was glaubt er, wer ich bin? Jemand, der sein Haus für einen Einbruch ausspäht und so dämlich ist, auf sich aufmerksam zu machen und ihn direkt anzusprechen? Ich will sein Haus gar nicht fotografieren, es ist von ausgesuchter Scheußlichkeit, ein Palast des schlechten Geschmacks und der Angeberei, aber nicht einmal trashig. Einfach nur so, dass einem vom Ansehen übel wird. Es werden viele solcher Häuser gebaut von wohlhabenden Menschen ohne Kultur in den Vorstädten, in den Dörfern, dort, wo es

niemanden schert, dass Leute ihren schlechten Geschmack in ihren Gebäuden verewigen. Wo sind die Architekten, die solche städtebaulichen Untaten, solche Beleidigungen der "Heimat" verhindern? In Lippstadt zum Beispiel zwischen Gottfried-Kapp-Straße und Qualenbrink. Die Häuser werden nicht einmal in Würde altern, selbst die Patina, die sonst nicht allzu wählerisch ist, wird sie fliehen. Aber Hauptsache, sauber und ordentlich.

"Ich fotografiere in Lippstadt für ein Kunstprojekt. Gefördert von der Stadt Lippstadt." Ich zeige ihm meine Fotos als Beweis.

"Dann kann ich das Foto ja wieder löschen."

"Ich bitte darum."

Er fährt in etwas wie einem schwarzen Audi davon. Ich versuche weiter, Motive zu finden, es ist hoffnungslos. Ein Haus grauenvoller als das andere, alle strahlen etwas Feindliches, Unzugängliches, gleichzeitig Gesichtsloses aus. Do not touch. Ein verschmutzter Wassergraben zieht sich auch durch diese Umgebung, übermannshohe Hecken und tote Wassergräben, so tot wie alles andere. Wie kann man sich tagtäglich in einer so konsequent aufgeräumten, wohlgeordneten, durch und durch sterilen Einöde aufhalten? Wie können Kinder hier leben? Schon nach zwei, drei Abzweigungen verliert man die Orientierung, weil alles gleich aussieht, obwohl jedes Haus sich von den anderen unterscheiden will.

Es gibt keine Risse in dieser Umgebung. Nur den Versuch perfekter Oberflächen. Es fehlt jegliches Verständnis von Baukultur, von Tradition vielleicht, von Stil. Unmenschliche Oberflächen ohne Risse und Schründen. Ein Prinzip wie Wabi-Sabi wird man hier in hundert Jahren noch nicht verstehen. Ein Hoch auf die sprechende Hausruine am Ostwall. Ein Hoch auf die Amsel, das Gestrüpp und den Müll!

15.3.

Vom bekannten deutschen Schlagersänger und Verschwörungstheoretiker Xavier Naidoo stammt u. a. die schöne Bemerkung, er sei Rassist, "aber ein Rassist ohne Ansehen der Hautfarbe. Ich bin nicht mehr Rassist als jeder Japaner auch". (Interview Musikexpress 1999). Naidoo hat nicht nur viele Platten verkauft, sondern war mit "Dieser Weg" auch Stichwortgeber der deutschen Nationalmannschaft bei der WM 2006, deren Chef-Intellektuellen Gerald Asamoah, Lukas Podolski usw. den Song im Bus oder in der Kabine spielten. Millionäre motivieren sich am besten gegenseitig.

Nun ist der langjährige Glaubenskrieger damit aufgefallen, dass er "Fridays for Future" für eine Ausgeburt der Hölle hält. Nach Naidoos Ansicht weist das Kürzel "FFF" auf die Zahl 666 hin, da das „F“ der sechste Buchstabe des Alphabets sei. Vergleiche auch den Song *The Number of the Beast* von Iron Maiden, in dem es unter anderem heißt "I left alone my mind was blank" (*sic!*). 666 ist nach der Johannes-Offenbarung angeblich die Zahl des Tieres, des Teufels, des Bösen. Die Welt ist bekanntlich voll von Menschen, die Symbole oder Metaphern und Realität nicht auseinander halten können.

Das FFF ist nach Naidoos Dafürhalten mithin so gemeint wie etwa in der rechten Szene die Autokennzeichen "88" ("HH" für "Heil Hitler") oder "18" ("AH" für... Genau.). Er muss

es wissen. Wer Naidoos immer schon mehr als krude Äußerungen bezüglich Glauben und Politik anspricht, erntet vom Gegenüber untrüglich eine Bemerkung wie "aber er kann super singen" oder "die Musik ist aber gut gemacht" oder "der beste R&B-Sänger in Deutschland". Kollege Hartmut Kracht, hochgeschätzter Bassist und Gitarrist aus Essen, geriet ob dieser Gut-Gemacht-Plattitüden seinerzeit so in Rage, dass er sich zu der Bemerkung hinreißen ließ, Goebbels sei auch gut gemacht gewesen. Das findet meine ganze Sympathie.

Vor einiger Zeit sah ich auf der A44 auf dem Weg nach Lippstadt das hier abgebildete Fahrzeug und meldete meine Beobachtung der Polizei. Der Vorgang erhielt sofort ein Aktenzeichen und wurde von der Polizei beantwortet:

"Es ist verständlich, dass Sie sich durch die Aufkleber gestört und belästigt fühlen. Die Inhalte erfüllen jedoch keinerlei Straftatbestand. Moralisch verwerflich sind sie natürlich. Ich habe mit der Firma, zu dessen Fuhrpark der Lkw gehört, heute Morgen telefonisch Rücksprache gehalten und mitgeteilt, dass es besser wäre die Aufkleber zu entfernen. Ob sie dies tun, weiß ich nicht. Verpflichtet sind sie dazu nicht."

Ich wurde noch um einen Nachweis gebeten. Meine Antwort:

"Besten Dank für die schnelle und informative Reaktion und dafür, dass Sie in dieser Sache immerhin tätig geworden sind, auch wenn die Erfolgsaussichten gering sind. Sie werden mir aber zustimmen, dass das Statement (s. Foto) zusammen mit der gewählten Schrift zumindest in der Nähe rechter Volksverhetzung anzusiedeln ist.

Gibt es für mich denn zivilgesellschaftlich, will heißen: z. B. durch Veröffentlichung des Fotos in sozialen Netzwerken, die Möglichkeit, weiter darauf hinzuweisen? Es handelt sich ja seitens des LKW-Betreibers um ein öffentliches Statement. Oder würde das Verbreiten eines solchen Fotos einen Straftatbestand erfüllen? Wenn die Aufschrift einer solchen 'Meinung' doch einen Versuch darstellt, damit öffentlich zu werden - was also spräche dagegen, darauf hinzuweisen?"

Antwort der Polizei:

"Natürlich ist die politische Einstellung aus dieser Darstellung erkennbar, aber strafbar ist es nicht.

Wenn Sie das Bild in sozialen Netzwerken veröffentlichen wollen, dann steht dem nichts im Wege. Das amtliche Kennzeichen oder sonstige Dinge, die zur Identifikation irgendwelcher Personen dienen können, darf allerdings nicht veröffentlicht werden. Der Lkw ist ja auch öffentlich mit den Aufklebern über die Autobahn gefahren und das ist nicht strafbar, deshalb können Sie die Aufkleber natürlich auch in den sozialen Netzwerken posten (unter den o. g. Voraussetzungen) , um so ihren Unmut darüber zu äußern.

Noch als Hintergrund: Wenn Sie übrigens den Inhalt des 'Todesstrafen'-Aufklebers googlen, können Sie zahlreiche Anbieter finden, die diese Aufkleber in der Form anbieten. Von dem anderen Spruch kann man bedruckte T-Shirts kaufen."

Das habe ich getan (gegoogelt) und eine Fülle rechtsradikaler Chiffren gefunden (s. o.), ferner Seiten, die diese Chiffren offenlegen bzw. übersetzen. Kann ich nur empfehlen.

Herr Naidoo wurde aufgrund des einschlägigen Interviews 1999 und ähnlicher öffentlicher Ausfälle nicht nur nicht belangt, sondern jahrelang als Juror im deutschen Fernsehen

beschäftigt, mit Preisen bedacht, durfte zum Eurovision Song Contest fahren und dergleichen mehr. Ist ja nur Musik. Heimatlieder heute, sozusagen. Und der Glaube ist schließlich Privatsache...

Dabei fällt mir eine wahre Geschichte ein, die Heiner Müller in einem Interview zum besten gibt. Ein Neonazi, Glatze und alles, wird gefragt, warum er stolz auf Deutschland sei. Antwort: Weil es das Land der Dichter und Denker ist. Welche Dichter und Denker er denn kenne. Antwort: Nietzsche und Brecht.

Postscriptum:

Auf der Seite der WELT, nicht gerade als linkes Kampfblatt bekannt, gibt es einen Artikel über die russische Molkerei *Russkoje Moloko*, die davon überzeugt ist, dass der Barcode auf Milchpackungen die Unterschrift des Teufels enthält. Zitat WELT: "Jetzt hat 'Russkoje Moloko' auf ihrer Website eine offizielle Stellungnahme dazu abgegeben: 'Es ist bekannt, dass der Barcode auf Produkten das Zeichen des Biestes trägt', schreiben sie in ihrem Statement. 'Er beinhaltet drei unsichtbare Sechsen (666), den Namen des in der Heiligen Schrift beschriebenen Antichrist.'

Die Molkerei vermutet, dass hinter dem Strichcode 'schwarzer Humor' steht und eine 'bewusste Feindschaft gegen Gott.' Mit dem roten Kreuz aber wollen sie zum Ausdruck bringen: 'Wir sind mit Gott dem Herrn Jesus Christus, und nicht mit dem Antichristen und seinen Dienern.' Und damit jeder weiß, wie ernst es ihnen ist, betonen sie: 'Das ist kein Aberglaube.'

Bitte ein Glas Milch für Herrn Naidoo.

16.3.

Die heutige archäologische und anthropologische Forschung geht davon aus, dass in menschlichen Gesellschaften vor dem Holozän, also vor mehr als 12000 Jahren, Männer und Frauen prinzipiell nicht nur gleichberechtigte Partner waren, sondern prinzipiell auch die gleichen Tätigkeiten verrichteten und die gleiche Stellung innehatten. Die gängige Interpretation archäologischer Funde, nach der der Mann der Jäger, Krieger, Künstler, Häuptling und die Frau verantwortlich für Herd und Familie waren, gilt als überholt und tendenziös. Diese Vorstellungen entsprechen nicht der geschichtlichen Wirklichkeit, sondern sind Ausfluss der gesellschaftlichen Umstände, die die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts prägten. Das Sein bestimmte insofern nicht nur das Bewusstsein, sondern natürlich auch das Verständnis prähistorischer Funde.

Die heutige Forschung ist in der Lage, durch DNA-Analysen der Skelette und Skelett-Teile Geschlecht, Tätigkeit, Stellung und Lebensweise sehr genau zu bestimmen. Danach lebten die Menschen in unterschiedlichsten Teilen der Erde nomadisch. Männer und Frauen bildeten gemeinsam und gleichberechtigt Lebensgemeinschaften. Es ist sogar möglich, nachzuweisen, dass die Frauen einen durchschnittlichen Körperbau hatten wie heutige Spitzenathletinnen. Eine große Anzahl von Fundstätten und -stücken mussten umgedeutet werden. Anders als lange angenommen, handelte es sich häufig um Fundorte, die Kriegerinnen, Königinnen, Jägerinnen gewidmet waren. Auch die berühmten Höhlenzeichnungen wurden von Künstlerinnen und Künstlern gestaltet. Die frühere archäologische Wissenschaft ist nicht allein für Fehlinterpretationen

verantwortlich, es gab nachweislich tendenziöse Fälschungen. Die zutiefst patriarchalische Gesellschaft konnte Nachweise ursprünglicher Gleichberechtigung nicht gebrauchen.

Der Grund für die tiefgreifende Veränderung der Gesellschaft, die zu patriarchalischen Gesellschaften führte, ist ein Klimawandel vor ca. 12000 Jahren, also zu Beginn des Holozäns, unseres Zeitalters. Das Klima wurde stabiler, in der Folge wurden aus nomadischen Gesellschaften sesshafte, es entstanden Vorstellungen von Landbesitz und Abgrenzung, gefolgt von kriegerischen Auseinandersetzungen. Es ist nachgewiesen worden, dass die Geburtenzahl mit der Sesshaftigkeit stieg und die Frauen daher gezwungen waren, länger zu Hause zu bleiben und sich um die Kinder zu kümmern. Die Männer wurden als Jäger und Krieger zum privilegierten Geschlecht, obwohl die Frauen durch Landwirtschaft und Kenntnisse der Natur weiter den Löwenanteil zur Versorgung von Familie und Clan beisteuerten.

So wird auch der Begriff der „Heimat“, wie wir ihn verstehen (sollen), durch diese Änderung geprägt sein. Der Nomade ist „mit leichtem Gepäck“ unterwegs aufgrund von Jahreszeit, Nahrungssuche, Wetter, Landschaft. Erst die Stabilität der äußeren, natürlichen Umstände erlaubte Sesshaftigkeit. Und erst damit konnte der Ort von Abstammung und Aufwachsen auch ein Ort der Abgrenzung und schließlich zu dem bekannten, bis heute wirksamen Mythos „Heimat“ werden.

Im Kunstnomaden, im unsteten Leben von Dichter oder Musiker, im fahrenden Volk, den virtuosen Roma und Sinti usw. erkennt der zum Bürger gewordenen Sesshafte augenblicksweise vielleicht eine Existenz wieder, die seine Stabilität in Frage stellt, die sozusagen ein anderes Klima schafft. Durch die bloße Tatsache, grundsätzlich unterwegs zu sein, stellt der Nomade so den Sesshaften in Frage. Der Verdacht liegt nahe, jeder wolle diesem etwas nehmen. Was die Auseinandersetzung Nomadentum versus Sesshaftigkeit an Assoziationen aufruft, ist schier unübersehbar und scheint auf einer atavistischen Angst um das Eigene, will heißen: um die Rückkehr der existentiellen Unsicherheit zu beruhen. Vorstellungen wie z. B., dass „Heimat“-Gefühle etwas mit der Geborgenheit im Mutterleib während der Schwangerschaft zu tun hätten, werden dadurch in Frage gestellt. Der Bauch der Mutter könnte ebenso gut der einer Nomadin sein. Es geht im Grunde offenbar um Konflikte wie Besitz versus Besitzlosigkeit oder Stabilität versus Labilität, Letztere auch als Beweglichkeit, ja geistige Beweglichkeit deutbar.

Ist es abwegig, davon abzuleiten, wie sehr der Künstler als bewegliche, reisende, sich treiben lassende, wenig besitzende Existenz die Gesellschaft sesshafter Bürger in Frage stellt, deren oberste Gebote Sicherheit und Besitz sind? Auch ein Konzept wie Erbschaft muss durch Nomaden vollkommen anders interpretiert werden, ebenso Riten der Erinnerung – Besitz und Sesshaftigkeit bedeutet immer auch die Nähe zu den Gräbern der Vorfahren. Die Vorfahren als Erinnerung, Erzählung oder Lied *in sich* oder als Andenken (eine Locke, ein Knochen, ein besonderer Gegenstand) bei sich zu führen, ist etwas vollkommen anderes. Der heutige Kunst-Nomade will aber auch nichts anderes, als im Vorübergehen etwas Selbst-Ausgedachtes oder etwas anderswo Aufgeschnapptes zur Aufführung bringen, dafür eine Weile Nahrung und Obdach, um dann weiterzuziehen. Diese Vorstellung macht das Bürgertum natürlich kirre. Daher die Entwicklung des sesshaften Nomaden: des Orchestermusikers, des festangestellten Schauspielers, des Intendanten-Kunsthäuptlings und Museumsleiters. Wie in dem Film „It's All About Love“ von Thomas Vinterberg: Menschen in Uganda fangen an zu fliegen und werden mit Seilen

am Boden befestigt. Dann wird alles stehende Wasser zu Eis, und die Menschen sterben an gebrochenem Herzen.

Fremd bin ich ausgezogen, fremd zieh ich wieder ein...

17.3.

Was soll man, oder besser: Wie soll man schreiben in diesen Tagen? Gibt es noch andere Themen? Wird es noch die nötige Muße geben in absehbarer Zeit, als Vater von zwei Kindern, davon eines noch sehr klein, und als unmittelbar Betroffener, was Absagen von Veranstaltungen angeht?

Bewältigung des plötzlich sehr geänderten, sehr schwierig werdenden Alltags hier, Existenzängste dort – wie soll man über ein anderes Thema schreiben, nachdenken? Die sogenannte "Heimat" stellt sich plötzlich als kontaminierte Zone dar und die selbstgewählte "Heimatlosigkeit" als Luxus, den man sich leisten können muss.

Von der Solidarität, von der in den Medien die Rede ist, merken wir Künstler – nichts. Untereinander, vielleicht. Politisch, kulturpolitisch, vielleicht. Aber glauben Sie nicht, es gäbe auch nur EINE (1) solidarische CD-Bestellung, auch nur EINEN solidarischen Download. Dabei wäre es vergleichsweise einfach... Spotify und iTunes ignorieren, stattdessen direkt downloaden bei denen, die es jetzt besonders nötig haben. Aber egal, wen wundert's.

"Heimat" in der Kleinfamilie ist jetzt angesagt, also exakt das, was man nie wollte. Gemeinsam in der Schuhschachtel eingesperrt sein, die man sich als Wohnung leisten konnte. Besonders hart trifft es die Stadtbewohner, je größer die Städte, desto schlimmer. Auf dem Land hingegen bekommt man die Informationen nicht jederzeit, die Kinder können vielleicht ihre Schulaufgaben nicht machen, weil sie online sein müssen; aber immerhin: Man kann auf die Wiese und in den Wald gehen. Vor dem Haus in der Sonne sitzen. In einigen Wochen vielleicht in einen See springen. Durchatmen. Was tun also? Ratlosigkeit formulieren? Für wen?

Immerhin wird es etwas mehr Zeit zu lesen geben, vielleicht einschlägige Lektüre, vielleicht "Masse und Macht", auf jeden Fall aber Camus' "Die Pest", ein Buch, in dem das ganze Seuchen-Szenario beispielhaft durchgespielt wird. Viel mehr ist heute nicht zu sagen.

Mangels origineller Einfälle ein Textauszug aus einem Textkonvolut von 2011/12, aus dem schließlich mein Hörspiel "Fremde Schönheit oder Der Andere Ort" (Deutschlandfunk 2012) wurde. Das Hörspiel soll noch in diesem Jahr *live* mit Meret Becker als Sprecherin in Lippstadt aufgeführt werden. Werden sehen...

"Wenn Heimat aber, schrieb er, das Vertrauteste wäre, das Unvertraute - und so werde der Begriff ja wohl im allgemeinen verstanden -, dann müssten im Umkehrschluß schlechtes Wetter, Geldnöte, Liebeskummer oder Verrat durch Freunde auch eine Art Heimat sein, denn kaum etwas werde einem im Lauf der Zeit so vertraut wie diese. Sein Vater, schrieb er, habe gegen Ende seines Lebens alle Telefongespräche mit einem Mono-Kassettenrekorder, einem alten Tischgerät mit eingebautem Mikrofon aufgezeichnet, den

er neben seinem alten Telefon mit Wählscheibe postiert hatte. So verraten habe er sich gewöhnt von seinen engsten Freunden, oder besser: vom Leben, das ihm die Frau früh genommen und ihn seinen Kindern und Freunden entfremdet hatte. Ordentlich gestapelte Schuhschachteln mit bespielten Kassetten habe er in den Schränken seines Vaters vorgefunden nach dessen Tod, absurde Aufnahmen, schrieb er, Gespräche, in denen sein Vater versucht hatte, die jeweiligen ahnungslosen Telefonpartner durch Fangfragen zu Geständnissen zu bringen, und offenbar musste er Ohr und Telefonhörer fast artistisch an das eingebaute Mikrofon gebracht haben, um auf diese Weise die Gespräche komplett, also beide Seiten aufnehmen zu können. Und wenn Heimat, schrieb er, richtig verstanden eine persönliche Erfindung sei, vergleichbar der Erinnerung, und nicht etwa etwas, das man sich nicht aussuchen könne wie Herkunft oder Geschlecht, dann sei genau dies, das Verhalten seines Vaters, für diesen eine Art Heimat geworden. Wenn aber im Zuge der Banalisierung der Welt überall Heimatfeste fröhlich Urständ feierten, so sei dies natürlich nur Kalkül und Kommerz, wenn auch im harmlosen Miniaturmaßstab des jeweiligen Wein-, Berg- oder Heidedorfes, und es werde natürlich kein Unterschied gemacht zwischen Idylle und Heimat, es gehe ja immer wieder nur darum, sich über diesen und den nächsten Tag zu lügen und sich durch Tümelei welcher Art auch immer die *conditio humana* vom Leib zu halten, die da heiße Einsamkeit, Einsamkeit und noch einmal Einsamkeit, und dies sei, wenn schon etwas, die Heimat, die man sich nicht aussuchen könne. Es entbehre aber nicht eines gewissen Humors, wenn die Heimatfeste etwas feierten, das immer schon verloren sei, nämlich die Heimat; da man aber nur von etwas reden oder schreiben könne, das man verloren habe und dessen Verlust erst seine vorhergehende, noch unbewusste Existenz im nachhinein spürbar mache, so sei in Festen aller Art, noch im Geburts- oder Hochzeitsfest, immer im Kern schon der Verlust des Lebens oder des geliebten Partners angelegt, wie der Heimatverlust durch das Heimatfest beglaubigt würde, denn wer Heimat habe, müsse diese nicht auch noch eigens feiern."

18.3.

Deep Schrott wurde 2012 zum Jazzfest Berlin eingeladen, der Anlass war Hanns Eisler 50. Todestag; ich hatte Bearbeitungen von Eisler-Liedern für 4 Bass-Saxophone vorgenommen. Darunter war auch das Lied "Lob des Kommunismus", das ich ganz brechtisch durch ein Megaphon gesänglich zitierte. Die Einladung kam per Telefon, alles bestens, man war sich schnell einig, und ich erklärte mich bereit, weitere Eisler-Stücke für diesen Anlass zu arrangieren. Am Ende kam noch die Bitte, wir sollten auf das "Lob des Kommunismus" verzichten: Berlin sei, was Kommunismus anging, "kontaminiertes Gelände". Worauf ich fragte, ob man der Meinung sei, der Kapitalismus hinterlasse kein kontaminiertes Gelände. Um dem Ansinnen intelligent zu begegnen, versuchte ich mich in der Folge an Text-Varianten wie "Lob der Jazzmusik"; am Ende beließen wir es dabei, es war die Sache nicht wert.

Wie merkwürdig, vom heutigen Tage aus gesehen, dass man so unbedarft mit dem Wort "kontaminiert" umging. Plötzlich haben wir es mit ganz anderen Formen der Kontamination zu tun. Das Virus selbst ist nur eine davon. Die Kontamination durch Angst und Verunsicherung, durch Information und Desinformation, die Kontamination sozialer Beziehungen bis ins engste Freundes- und Familiengeflecht hinein und so weiter. Mit einem Mal leben wir wahrhaftig in kontaminiertem Gelände. Die schlimmste Kontamination ist die durch Mißtrauen. Der Taxifahrer, die Bäckereifachverkäuferin, deine

Nachbarn, die Bekannten, deine Gegenstände, ja dein eigenes Kind werden zur potentiellen Bedrohung, du selbst wirst dir gefährlich, ein ganz neues, umfassendes Angst-Szenario. Man denkt an eine Welt wie in "Die Straße" des großen Cormac McCarthy, oder an die *Zone* in Tarkowskij's "Stalker". Wie in seinem Film legt sich bereits jetzt eine Art Schleier über die Farben.

Eisler hat auch einen Text des Wiener "Kaffeehaus-Dichters" Peter Altenberg vertont.

*Und endlich stirbt die Sehnsucht doch
Wie Blüten sterben im Kellerloch,
Die täglich auf ein bißchen Sonne warten.
Wie Thiere sterben, die man lieblos hält,
Und alles Unbetreute in der Welt!
Man fragt nicht mehr: "Wo wird sie sein!--?!?"
Ruhig erwacht man, ruhig schläft man ein.
Wie in verwehte Jugendtage blickst du zurück
Und irgendjemand sagt dir leise: „'s ist dein Glück!“
Da denkt man, daß es vielleicht wirklich so ist,
Wundert sich still, daß man doch nicht froh ist*

19.3.

Wie wird es sein?

Allein in der Wohnung.
Nur das Telefon zum Sprechen.
Schnell Lebensmittel kaufen.
Keine Spaziergänge.
Nicht mehr schwimmen gehen.
Nicht mehr in ein Café, in einen Buchladen.
Sich täglich fragen, reicht das Geld.
Endlos *online* jeden Tag.

Aber wem können wir dort vertrauen, in unserer schönen neuen virtuellen Heimat?
Wessen Nachrichten, wessen Rat, wessen Angebot?

Sich nicht berühren.
Vorerst meiden wir nur Kontakt mit Fremden. Mit Gruppen.
Demnächst mit Freunden, Familie, Geliebten?
Jeder ist eine potentielle Virenschleuder. Viren sind unpersönlich.

Und die Kinder? Sperren wir sie zu Hause ein, womöglich für lange Zeit? Ohne Bewegung, ohne Luft und Licht, ohne Bäume, ohne Feste, ohne Freunde und Verwandte?
Wann werden sie verkümmern?

Wann treffen auch bei uns die ersten Todesnachrichten ein, ohne Einladung zum gemeinsamen Abschied?

Wann kommen die ersten Selbstmordwellen? Haben sie im *Sehnsuchtsland* Italien, das so jämmerlich allein gelassen wurde, schon begonnen?

Wenn dies unsere neue Normalität ist, wie in einem irren Science Fiction:

Wer wird rebellieren?

Wer wird sich lieber infizieren, als sich so gängeln zu lassen?

Möchte ich, dass mein Kind nach einem schlechten Traum unter meine Decke kriecht?

Will ich einen alten, vielleicht sterbenden Freund in den Arm nehmen?

Will ich mit meinem Partner weiter Ekstasen erleben?

Oder will ich das Risiko minimieren?

Wir können ja demnächst in der gemeinsamen Wohnung, falls wir sie noch haben, Online-Sex haben...

Wenn die Kanzlerin uns auffordert, die Lage "ernst zu nehmen": Meint sie Sicherheit, Ordnung, Disziplin? „*Vernünftiges*“ Verhalten? Geht es um etwas anderes als *Ruhe im Land*?

Könnte sie uns nicht auch auffordern, endlich ERNSTHAFT über die Art und Weise nachzudenken, wie wir Gerechtigkeit herstellen, welches die wirklichen Werte sind, wie wir miteinander und mit der Natur umgehen?

Die Landesregierung stellt 5 Millionen zur Verfügung, um die ärgste Not der Künstler aufzufangen. Es geht um bis zu 2000 Euro pro Person, mit denen man über die schlimmste Zeit kommen soll. Zur selben Zeit legt der Bund ein Programm für die Rettung von Banken und Großfirmen auf, das selbst die skandalösen Vorgänge von 2008 in den Schatten stellt: 500 Milliarden mit ordentlich Luft nach oben.

Warum wird jetzt nicht das Vermögen der Albrechts, Klattens und Plattners des Landes konfisziert? Die 500 reichsten Deutschen haben zusammen ein Vermögen von fast 700 Milliarden Euro. Eine unvorstellbare, obszöne, geradezu pornographische, eine niederträchtige Summe Geldes. Sollen sie doch jeweils 100 Millionen behalten. Aber her mit dem Rest.

Meint „Solidarität“ die Solidarität der Schwachen und Ohnmächtigen untereinander? Oder kommt es zu einer wundersamen Solidarität der Reichen und Mächtigen mit allen anderen?

Was red ich. Ein naiver Wunsch.

Wann wird sie beginnen. Die Rebellion derjenigen, die sich weigern.

20.3.

"Der Weltglückstag wird am 20. März jeden Jahres gefeiert. Er wurde von der UN-Hauptversammlung am 28. Juni 2012 beschlossen und wird seit 2013 begangen. Die Vereinten Nationen verbinden mit dem Weltglückstag weltweite Politikziele.

Synonyme für den Weltglückstag sind *International Day of Happiness*, *Tag des Glücks* und *Internationaler Tag des Glücks*.

Mit dem Internationalen Tag des Glücks will die UN Anerkennung gegenüber Staaten zum Ausdruck bringen, die Wohlstand auf eine Art und Weise messen, die über den materiellen Wohlstand hinausgeht.

Im Juli 2011 verabschiedete die UNO-Generalversammlung auf Drängen Bhutans die Resolution 65/309 mit dem Titel „Glück: Auf dem Weg zu einem ganzheitlichen Konzept für Entwicklung“.

Auf Einladung Bhutans fand am 2. April 2012 ein Treffen hochrangiger Vertreter aus 68 Nationen statt mit dem Titel „Glück und Wohlbefinden: Definition eines neuen ökonomischen Paradigmas“.

„Wir brauchen ein neues Paradigma für die Wirtschaft, welches die Gleichwertigkeit der drei Nachhaltigkeitssäulen beachtet. Wohlergehen in puncto Sozialem, Wirtschaft und Umwelt sind nicht voneinander zu trennen. Zusammen definieren sie das globale Brutto-Glück.“ – Ban Ki-moon, UN-Generalsekretär

Am 28. Juni 2012 wurde der Weltglückstag als UN-Resolution 66/281 verabschiedet.

Das deutsche Außenministerium beschrieb den Weltglückstag als „von Bhutan initiiert“.

Die Global Happiness Organization Deutschland warb für die Glücks-Forschung und den Welt-Glückstag u. a. mit der Verleihung des *Happiness Promoter 2015* an Eckart von Hirschhausen.

Der Deutschlandfunk berichtete im Jahr 2014 über Pharrell Williams ["Happy", DR] und MTV über dessen Zusammenarbeit mit der UN." (Ausschnitte Wikipedia)

Don't worry, be happy.

21.3.

Hortung.

In Frankreich Rotwein und Kondome.

In Italien Zigaretten und Grappa.

In den Niederlanden Marihuana.

In Österreich Nagellack.

In Skandinavien Medikamente.

In den USA Waffen.

In Deutschland Klopapier.

Der US-amerikanische Ethnologe Alan Dundes stellte 1985 in seinem Buch "Sie mich auch!", Analität als *integralen Bestandteil des deutschen Nationalcharakters* dar. Gemeint ist der sogenannte Fäkal- oder auch skatologische Humor.

Ein berühmtes Beispiel für Pipi-Kacka-Witze wurde vom Verband Deutscher Musikschulen vor wenigen Tagen für gemeinsames abendliches Familiensingen von Balkonen und aus Fenstern vorgeschlagen, um sich in der Corona-Krise gemeinsam Mut zu machen. 18.45 Uhr Singen, danach der Abendgruß mit dem Sandmännchen auf KiKa.

Wolfgang Amadeus Mozart, *Leck mich im Arsch*, Kanon (1782)

1991 wiederentdeckter mutmaßlicher Originaltext:

Leck mich im Arsch g'schwindi, g'schwindi!
Leck im Arsch mich g'schwindi! Leck mich, leck mich, leck mich, leck mich, leck mich.
Leck mich, leck mich, leck – g'schwindi, g'schwindi, g'schwindi, g'schwindi!
G'schwindi, g'schwindi, g'schwindi, g'schwindi!
Leck mich im Arsch g'schwindi, g'schwindi, g'schwindi!
G'schwindi, g'schwindi, g'schwindi, g'schwindi, g'schwindi!
Leck mich im Arsch g'schwindi, g'schwindi! Leck im Arsch mich.
Leck mich im Arsch g'schwindi!
Leck mich.

Zu Lebzeiten des Komponisten blieb das Werk ungedruckt, erst seine Witwe Constanze Mozart überließ es dem Leipziger Verlag Breitkopf & Härtel zur Publikation. Dort wurde allerdings der Text in „Lasst froh uns sein“ abgeändert:

Lasst uns froh sein!
Murren ist vergebens!
Knurren, Brummen ist vergebens,
Ist das wahre Kreuz des Lebens.
Drum lasst uns froh und fröhlich sein!

22.3.

Mein Lebensthema ist das Virus nicht, dachte der Junge.
Mein Lebensthema ist Krebs.
Vielleicht wird das Virus zu meinem Todesthema.
Kann sein.
Mein Lebensthema wird es nicht mehr. Zu spät.

Dem Krebs, dem Feind begegnete ich zum ersten Mal, als mein Bruder starb, am Tag seiner Geburt.
Wenige Wochen danach starb auch seine, meine Mutter.

Zum zweiten Mal begegnete ich dem Feind in demselben Hospital, ein paar Stockwerke tiefer. Während meines zivilen Dienstes. Ich schwor einen heiligen, heimlichen Eid, keinen Patienten aufzugeben. Nicht an IHN. Natürlich hat ER gewonnen.

Die Kollegen von damals, Seite an Seite gekämpft, sind Ärzte geworden. Was bin ich geworden, dachte der Junge.
Die Grille...

Zum dritten Mal, vor genau zehn Jahren, begegnete ich ihm selbst. Er überfiel mich hinterrücks, unmerklich, eine kleine Beule, ein Auswuchs, kein Schmerz, ein Nichts. Bis zur Operation. Danach war nichts mehr wie vorher. Aber er hat mich nicht mit sich genommen, noch nicht. Noch nicht, dachte der Junge. Noch war mein Körper stark genug. Mein Geist. Noch hatte ich Glück. Beim nächsten Angriff vielleicht nicht mehr. Vielleicht... möchte ich auch irgendwann nicht mehr.

So viele hat er geholt von meinen Liebsten, dachte der Junge. Manchmal mehrere an einem einzigen Tag, wie damals, am 1. Januar jenes Jahres. So viele Verluste. So viel Leid. So viel – Zufall.

*Der Junge sang.
Ja, mach nur einen Plan!
Sei nur ein großes Licht!
Und mach dann noch 'nen zweiten Plan
Gehn tun sie beide nicht.*

*Es muss getan werden, was getan werden muss, sagen sie.
Das Virus muss verlangsamt werden.
Gut.
Der Krebs muss bekämpft werden.
Gut.
Der Mensch muss geschützt werden.
Gut.*

*Um ihn zu schützen, auch: vor sich selbst zu schützen, muss man ihn kontrollieren.
Der Mensch braucht Vorschriften. Regeln. Einen Plan.
Sonst kollabiert er.*

*Wer? Der Mensch?
Nein, dachte der Junge.
Der Plan.*

23.3.

*Endlich ein Einsehen.
Unterstützung für die wirklich Bedürftigen.
Ohne Bürokratie, Hürden und Auflagen.
So einfach und schnell wie möglich.
Endlich ein Schutzschirm für die, die in Not sind. Alleinerziehende, Arbeitslose,
Freiberufler, prekär Beschäftigte.
All die schlecht Bezahlten, die den Laden zusammenhalten.
Endlich eine große Geste.*

600 Milliarden! Mindestens.

*Für notleidende Banken und Großfirmen.
Too big to fail? Schon wieder?*

Nachdem sie sich über zehn Jahre an der Börse gesund gestoßen haben.
 Und wieder gesund stoßen werden, denn machen wir uns nichts vor: An dem Tag, an dem das vorläufige Ende der Seuche verkündet wird im Westen, schießen die Kurse nur so nach oben.
 Und wer wird dabei sein und profitieren?

Genau: Die, die in Not sind. Alleinerziehende, Arbeitslose, Freiberufler, prekär Beschäftigte.
 All die schlecht Bezahlten, die den Laden zusammenhalten...

Gedanke eins. Nicht allein ein Gesetz muss her, das es jetzt verbietet, aufgrund von nicht gezahlten Mieten zu kündigen. Sondern ein Gesetz, das darüber hinaus sofort die Mieten für Bedürftige halbiert. Für Leute, die Einkommen in einem solchen Maße verlieren, dass sie vorübergehend pleite sind. Ohne eigenes Verschulden. Halbiert, und zwar ohne spätere Nachzahlung! Die Folgen der Situation würden gemeinsam geschultert. Halbehalbe sozusagen. Eigentümer zahlen, der Staat hilft.

Gedanke zwei. Wer wegen Kinderbetreuung nicht zur Arbeit gehen kann, muss für mindestens sechs Wochen ohne Wenn und Aber weiter bezahlt werden, damit er nicht in unverschuldete Not gerät. Ohne Nachzahlung, Mehrarbeit, Home Office, Urlaubskürzung. Weil das gemeinsam geschultert wird, siehe oben. Halbehalbe. Arbeitgeber zahlen, der Staat hilft.

Stattdessen – können die Arbeitgeber und Eigentümer mehr oder weniger nach Gutdünken die Arbeit einfordern, verlangen, dass man unbezahlten Urlaub nimmt, die Mieten später nachfordern usw. usw. Denn: „Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen.“ (Bürgerl. Gesetzbuch)

Kunst: Jedem das Meine.
Politik: Jedem das Unsere.
Wirtschaft: Mir das Deine.
 (Peter Glaser)

24.3.

Früher folgten die Viren den Kriegen, heute dem Tourismus. Grenzen haben Viren noch nie aufgehalten. "Symbolpolitik" nennt Herfried Münkler das Schließen der Grenzen in Europa. Den Rechtspopulisten und den autoritären Irren kommt das Virus im Grunde gerade recht. Es liefert ihnen das passende Bild und den perfekten Vorwand für nationalistische Einigelung. Das Virus kommt bekanntlich immer von außerhalb der Grenzen, und der eigene Körper bildet das augenfällige Abbild für die sogenannte Nation. Frühere Epidemien wie Pest und Cholera hatten für die jeweilige Obrigkeit immer positive Wirkung, weil man aufgrund der Furcht vor ihnen reglementierende Maßnahmen durchsetzen konnte, ohne sie später wieder zurückzunehmen.

Eine Chance wird vertan, auf europäischer Ebene demokratisch und gemeinsam zu agieren. Stattdessen öde Nationalstaaterie und die Tendenz zu immer mehr Kontrolle, mit ausgerechnet China als leuchtendem Vorbild der Seuchenbekämpfung. Autoritäre, rein

macht-orientierte Knallchargen wie Trump, Erdogan, Putin, Bolsonaro, Orbán machen sich mit Geschick die Situation zunutze. Spätestens, wenn in einigen Wochen oder Monaten die Wirkung des Virus erlahmt, werden sie sich als Retter des Volkes präsentieren, als große Führer, als Visionäre. Und es wird funktionieren. Es braucht ein Kind, zu sehen, dass der Kaiser nackt ist... Wenn es nicht so grauenvoll wäre, wäre es einfach langweilig.

25.3.

Öffentliche "Ansammlungen" von mehr als 2 Personen: 250 Euro pro Nase.
Treffen in Gruppen von mehr als zehn Personen: Geldbuße, Freiheitsstrafe bis zu 5 Jahren.
Grillen/Picknick: 250 Euro pro Nase.
Verzehr von Außer-Haus-Speisen näher als 50 Meter am Restaurant/Imbiss: 200 Euro.
[HIER](#) kann man den "Straf- und Bußgeldkatalog zur Umsetzung des Kontaktverbots" direkt lesen.

"Null Toleranz gilt auch gegenüber Rechtsbrechern im Kampf gegen das Coronavirus." Armin Laschet, NRW-Ministerpräsident. Zur Erinnerung: Wir befinden uns auch in der "Corona-Krise" im Wahlkampf um CDU-Führung und Kanzlerkandidatur, im Kampf um die Deutungshoheit, im Kampf der Inszenierungen: Wer ist der stärkste Mann im Land? Wer schützt uns und unsere "Heimat" am besten?

"Das sind harte Strafen. Aber wer nicht hören will, muss eben zahlen oder wird aus dem Verkehr gezogen." Innenminister Herbert Reul (CDU). – "Die Lage ist ernst. Es geht um Leben und Tod. Das strenge Kontaktverbot wird sicher helfen, das Ansteckungsrisiko schnell zu reduzieren." Nochmal Laschet.

Aus der Lippstädter Tageszeitung "Der Patriot", 24.3.2020.

Albert Camus' "Die Pest" (Teil meiner Heimat-Bibliothek) ist vergriffen, bei amazon ist das Buch "Bestseller Nr.1". Gebraucht wird es für vierstellige Summen angeboten. Vermutlich, weil die neuen Leser sich Rat erhoffen. Egal, völlig egal, die Lektüre des Buches ist in jeder Hinsicht ein Gewinn, und liest man es aufgrund eines Missverständnisses, sei's eben drum.

Geschäftsidee: "Die Pest" auf Klopapier drucken.

26.3.

alles was ganz leicht geht: ja
alles andere: nicht
aus Rainald Goetz, Abfall für alle

Fast wie in der skandinavischen Hütte. Allein, free floating von Arbeit zu Vergnügen und zurück.

Egal, ob erzwungene Untätigkeit oder frei gewählte, was heißt schon frei gewählt, man zwingt sich ja selbst.

Distanz von allen Menschen außer den liebsten.

Zeiten: egal. Arbeitszeit: egal. Einschlafen: egal. Aufstehen: egal. Antworten: egal.

Wenn man nicht erreichbar sein will: Laptop zu, Telefon aus.

Es kommt garantiert niemand vorbei.

Machmal sehr einsam.

Besser als immer unter Leuten.

Der Paketbote mit Wein, stellen Sie's dahin bitte. Bleiben Sie gesund. Sie auch.

Alte Freunde rufen an.

Ich schreibe sogar eine Karte. Nach dem Einwerfen hektisches Händewaschen. Ganz neues Problem: rauhe Hände vom Waschen.

Wohnung aufgeräumt wie nie.

Es muss erst eine beschissene Krankheit kommen und eine noch beschissenerere Direktive von oben, um das ewige Rattenrennen zu beenden. Welcher Irrsinn.

Wir reden allmählich wieder von anderen Dingen als nur von Corona.

Was ist das eigentlich, Corona.

Eigentlich.

Außer eines der schönsten Gedichte deutscher Sprache.

Ein Festkranz. Eine Heilige. Eine Horde oder Gang. Eine Zigarre. Eine Biermarke.

Coronavirus: In "Asterix in Italien" (2017) der Name eines Bösewichts. Allerdings nur in der Originalfassung.

27.3.

Es geht nicht nur darum, ob der sog. "lockdown" notwendig ist. Oder darum, wie lange er zu dauern hat. Ob es um Wochen oder Monate geht. Ob es sich, technisch gesehen, um die passende Maßnahme handelt.

Es geht auch darum, empfindlich, ja überempfindlich dafür zu sein, was es bedeutet, eine zumindest partiell freizügige Gesellschaft durch und durch zu kontrollieren, und sei es – auch dies ist nicht unumstritten – aus guten Gründen.

Dafür nicht empfindlich zu sein, bedeutet, wie es einmal bei Ivan Illich heißt, als ob zwei Leute denselben Witz hören, aber nur einer die Pointe versteht. Die Pointe nicht zu verstehen, also den Zusammenhang entweder nicht zu begreifen oder nicht begreifen zu wollen, ist entscheidend.

Immer geht es auch um Fragen von Kontrolle und Definition. Täglich werden Definitionen vorgenommen, die wir nicht überprüfen können, denen wir aber glauben sollen. Die Tatsache, dass selbst kritische Geister nicht nur die Maßnahmen eins zu eins vertreten, sondern auch die zur Verfügung gestellten Begründungen einfach hinnehmen, lässt einen schauern.

Nicht oder kaum zur Verfügung gestellt werden z. B. Zusammenhänge wie: Wer profitiert eigentlich von der Angelegenheit? Lachen sich die Herrschaften in ihren gläsernen Frankfurter und sonstigen Bürotürmen längst schlapp über uns, weil sie an der äußerst volatilen Börse in den letzten Tagen bereits wieder Milliarden gescheffelt haben UND zusätzlich wieder ein monströser Schutzschirm aufgespannt wird?

Oder: Was für ein Interesse könnte den zur Zeit viel zitierten Virologen Drosten leiten, außer Altruismus? Und ist ein Virologe etwas anderes als ein Spezialist, der unbekannte Sachverhalte erforscht und ggfs. darlegt? Kann man es einer Kaste von Spezialisten überlassen, so weitgehend Entscheidungen zu dominieren, die das gesamte öffentliche Leben lahmlegen?

Oder: Wie passt es zusammen, wenn jetzt dieselben Entscheider drakonische Maßnahmen für die, nennen wir es mal: Volksgesundheit verordnen, die Jahrzehnte lang die selbstverständlichsten Grundlagen derselben Volksgesundheit ausgehöhlt haben – das geht von der Subventionierung der durch und durch schädlichen Massentierhaltung über die Abschaffung gemeinschaftlich und preiswert genutzter Sportanlagen und die Privatisierung der Wasserversorgung bis hin zur Profitorientierung des gesamten Gesundheitswesens.

Oder: Sind Machtmenschen, die offenbar von keinerlei tieferem Selbstzweifel befallen sind wie Laschet oder Söder, die richtigen, eine solche Situation zu lenken? Ist ihnen zu vertrauen?

Oder: Mit welchem Recht nimmt man mir mein persönliches Risiko, mich zu infizieren, einfach aus der Hand? Ist das – von dem Totschlag-Argument (*sic!*) einmal einen Moment abgesehen, ob ich andere anstecken kann oder nicht – nicht einfach eine weitere Radikalisierung der heutigen Tendenz, uns jede Selbstbestimmtheit und jede Selbst-Genügsamkeit zu nehmen? Das Recht auf den eigenen Tod, das Recht auf die eigene Krankheit, das Recht auf Suizid, das Recht, schlichtweg über sich selbst zu bestimmen. Und wird das zur Folge haben, für die Zukunft mit vergleichbaren Begründungen Richtlinien zu verabschieden, die eine solch radikale Kontrolle des gesamten Lebens, ob öffentlich, ob privat, unter bestimmten Voraussetzungen weiter vereinfachen?

Ich kann diese Fragen nicht beantworten. Aber in der Diskussion und in den Entscheidungsfindungen wird gerade so getan, als spielten solche Fragen überhaupt keine Rolle mehr. Sie zu ignorieren, führt aber geradewegs in ein Definitions- und Gewaltmonopol, das mit einem demokratischen Gemeinwesen nichts mehr zu tun hat.

Statt breitbeiniger Macherposen ginge es darum, mit den Umständen äußerst empfindlich umzugehen und glasklar darzustellen, dass es sich bei diesem *Ausnahmezustand* um nichts als einen ebensolchen handelt. Stattdessen werden auf dem Hintergrund eines *einzigartigen* und *völlig neuen* Bedrohungs-Szenarios (wohlgemerkt: es handelt sich immer noch um ein Grippevirus, nicht um Pest, Cholera, Alienangriff oder einen monströsen Meteoriten!) äußerst weitreichende Entscheidungen getroffen, was Freizügigkeit und Demokratie angeht. Und das ist leider nicht einmalig und völlig neu, sondern – wie immer.

28.3.

Die Zustellerin, die mir ein weiteres Buchpaket gibt, macht sich keine Sorgen. Sie sagt, sie lerne so viele Leute kennen, wüsse aber nicht von einem einzigen Fall von Erkrankung in ihrem Bezirk. Ich: Ich auch nicht. Ich entschuldige mich, dass sie so viel Bücher zu schleppen hat aufgrund meines Projekts. (Viele werden gebraucht bestellt.) Sie sagt, so

viel sei es gar nicht. Es sei schließlich ihre Arbeit. Sie sei gern an der frischen Luft, abends ginge sie noch mit ihrem Hund raus. Sie zeigt mit der flachen Hand, wie groß der Hund ist. Knapp einen Meter hoch, wie es scheint. In die Disco müsse sie nicht mehr gehen, das sei kein Opfer. Für sie habe sich nicht viel verändert. Weniger Verkehr, natürlich. Die Leute dankbar, wenn sie jemand zu Gesicht bekämen.

Nach dem Abi in Lippstadt war ich Zusteller. Zehn Wochen. Mein Bezirk lag westlich der Stirper Straße und südlich der Bahnlinie. Man fing morgens um sieben damit an, die Post für den Bezirk in die Adressfächer zu sortieren und dann zusammenzubinden. Danach ging es in die Post-Kantine, Kaffee, belegte Brötchen. Die Atmosphäre entspannt und solidarisch, alle waren einfache Zusteller, keine Hierarchie. Meine unmittelbaren Nachbarn waren eine mehrfache Mutter, die sich nachmittags um Haushalt und Kinder kümmerte, und ein Gastwirt, der abends den Betrieb in seiner Dorfkneipe meisterte. Beide waren wie ich mit einem gelben Fahrrad unterwegs. Vorn ein Gepäckträger mit großer Tasche, hinten zwei Satteltaschen. Meine Großeltern wohnten im Bezirk, da gab es ein zweites Frühstück. In der Mitte der Tour wurde nachgeladen, dort gab es von einer freundlichen Dame nochmal einen Kaffee. Wie lange man zu arbeiten hatte, war flexibel; wenn man mit der Tour fertig war, fuhr man zurück zum Postamt, rechnete ab und konnte gehen. Innerhalb von ein, zwei Wochen wurde so aus einem anfänglich mühsamen 9-Stunden-Tag eine Schicht von fünf bis sechs Stunden. Als Zusteller war ich allein und selbständig unterwegs, wurde durchweg freundlich begrüßt, kannte viele Leute mit der Zeit vom Sehen, und am Monatsersten bekam ich von einigen Rentnern, die ihre Kohle noch bar erhielten, einen Schnaps und ein kleines Trinkgeld. Massensendungen und Werbekram landeten in der Regel im Mülleimer, kein Hahn krächte danach, und in der Zeit von Anfang Mai bis Mitte Juli war das Wetter super.

Mein Großvater und mein Vater waren bei der Post. Ein Stockwerk höher, so schien es mir, hatte ich nach dem Tod meiner Mutter in Vaters Büro auf dem Linoleumboden gesessen, wenn die Schule aus war, und Hausaufgaben gemacht oder gemalt. Magische Dinge auf dem Schreibtisch: das Stempelkarussell, Druckbleistifte mit Gravur "Deutsche Bundespost", der Bleistiftspitzer mit Kurbel. Die grüne Schreibunterlage, das gelbe Telefonbuch. Rolladenschränke mit Akten. Ein Garderobenständer. Männerstimmen, die in gewichtigem Tonfall miteinander sprachen. Die abgewetzte Leder-Aktentasche. Das hellblaue Oberhemd, die Krawatte. Die Thermoskanne, das Hasenbrot.

29.3.

Und denn, man muss das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyklopädiën, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrtum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.

Ein bekanntes Zitat von Goethe. Gefunden auf einer Seite, die rechtsextreme Inhalte und Verschwörungstheorien zum Besten gibt. Goethe kann sich nicht mehr wehren.

Medienlese. (Heute etwas *home schooling*. Das macht man jetzt so.)

Herr Söder gibt sich auf *Spiegel Online* staatstragend. Tatsächlich handelt es sich um die Einübung von Feldherrnposes. Das dürfen wir schon seit Wochen beobachten. Es wird nur nicht so genannt. Aber schon geil, die Macht zu haben, das Land lahmzulegen.

„In dieser Situation fragen viele nach einem starken Staat. Das Vertrauen in den Staat darf jetzt nicht enttäuscht werden. Das ist wie in der Familie. Normalerweise heißt es von den Kindern: Ach, komm nicht ständig mit den Daddysprüchen. Aber in der Krise wird oft nach dem Vater gefragt.“

Viele fragen also nach einem starken Söder, äh: Staat. Laut Söder.

Viele aber auch nicht.

Man setzt eine Behauptung unwidersprochen als vermeintliche Tatsache an den Anfang. Im Folgenden ergibt sich scheinbar zwangsläufig daraus der Rest der Argumentation. Es folgt beiläufig ein Begriff wie „Vertrauen“, der vor allem eines bewirkt, nämlich Vertrauen in die eigene Aussage zu injizieren. Dann der Vergleich „wie in der Familie“. Ein schiefer Vergleich, der aber gesetzt wird. Im Staat ist es nämlich gerade nicht „wie in der Familie“. Der Satz mit Kindern und "Daddysprüchen" soll in etwas leutseligerer Diktion die grundsätzlich diskussionsbereite, moderne Grundhaltung Söders andeuten.

Und dann kommt schließlich die Vater-Nummer.

Reine Behauptung.

Reine Demagogie.

Und latent frauenverachtend. Denn warum sollte man nicht ebensogut in der Krise nach der Mutter fragen?

Oder danach, dass der Herr Hirn vom Himmel wirft?

Weiter. Der Papst verteilt außer der Reihe weltumspannenden Segen (wie zu lesen ist, inklusive Generalabsolution). Dabei wird die alte Formel bemüht, dass wir alle im selben Boot sitzen und gemeinsam rudern müssen.

„Der Sturm legt unsere Verwundbarkeit bloß und deckt jene falschen und unnötigen Gewissheiten auf, auf die wir bei unseren Plänen, Projekten, Gewohnheiten und Prioritäten gebaut haben. Er macht sichtbar, wie wir die Dinge vernachlässigt und aufgegeben haben, die unser Leben und unsere Gemeinschaft nähren, erhalten und stark machen.“

Der *Sturm* ist eine der Metaphern der Stunde. Naturmetaphern müssen herhalten, wenn eine Sache zum Schicksal erklärt werden soll. Quasi gottgewollt. Da liegt die Phantasie von Gottesstrafen nicht fern. Gleichzeitig vernebeln solche Metaphern zuverlässig die Zusammenhänge. Für einen Sturm kann nämlich keiner. Und da wir alle in demselben Boot im Sturm sitzen, folgt unweigerlich der Appell an das Wiederfinden der Solidarität.

Gleichzeitig wird auf dem leeren Petersplatz ein Pestkreuz von 1522 aufgestellt, ein Bühnenbild für den Aberglauben in Zeiten von Pest und Hexenverfolgung. Aberglauben, der noch nie jemand weitergeholfen, aber immer Sündenböcke gefunden hat. Aberglauben, der die Menschen in Verzweiflung und Not in den „Schoß“ der „Mutter“ Kirche getrieben hat.

Vater und Mutter. Beides an einem Tag in den Medien. Beides reine Demagogie.

Weiter. Adidas storniert die Mieten für die Firmenläden. Eine Firma, die zu den profitabelsten im DAX gehört und seit Jahren nichts als Gewinne an der Börse macht. Bei

allem Misstrauen gegenüber Wikipedia: [Hier](#) gibt es eine Liste der Sponsoring-Aktivitäten von Adidas. Hunderte und aberhunderte. Hauptsache, das Bällchen rollt. Auch andere Firmen stornieren die Ladenmieten, darunter H&M und Deichmann. Von der Vertreibung der Händler aus dem Tempel spricht der Papst nicht.

Alle in einem Boot: Das galt *de facto* auch für Kriegsgaleeren. Aber es wird nie gemeinsam gerudert. Es macht einen Unterschied, ob man unter Deck angekettet ist oder ob man als Flottenführer auf Deck ehrenvoll in Kriegsgefangenschaft gerät. Es macht einen Unterschied, ob man befiehlt oder gehorchen soll. Oder aber zu Hause bleibt, die Sache finanziert und entweder Profit macht oder die Verluste von den Steuern abschreibt. Das macht das Risiko überschaubar.

Urbi et orbi?

Ubi Obi, ibi patria. (Wo ein Baumarkt ist, ist eine Heimat.)

30.3.

In Würzburg und Wolfsburg sterben Altersheim-Bewohner. Das ist das Corona-Virus. Hätte man früher und konsequenter mit harter Hand regiert, wäre das nicht passiert. So heißt es. China als Vorbild.

Was unter den Tisch fällt: Wie war die Situation dort vorher, ohne das Virus? In welchem Zustand waren die Häuser? Wie viel Personal war vorhanden in einem Pflegeheim für 165 vorwiegend demente Menschen? Das sind wirtschaftliche und politische Fragen. Fragen danach, wie sehr in den letzten Jahrzehnten die Altenpflege immer weiter privatisiert und ruiniert worden ist. Das rächt sich jetzt. Und alleinverantwortlich ist angeblich Corona.

Ein Beispiel. 1979 bis 1981 machte ich Zivildienst im Dreifaltigkeitshospital in Lippstadt, Station 2, Innere Medizin, viele Bettlägerige, viele alte Patienten, viel Krebs. Die Station wurde geleitet von einer älteren Vinzenterin, der nichts so wichtig war wie Sauberkeit und Sparsamkeit. Ich habe selbst erlebt, wie bettlägerigen Patienten die optimale Dekubitus-Vorsorge vorenthalten wurde mit der Argumentation, bei offensichtlichen Todeskandidaten sei es ohnehin nicht mehr wichtig. Es waren unglaubliche Zustände, die jahre- oder jahrzehntelang geduldet wurden. Bis ein Krankenpflegeschüler und ich auf die Barrikaden gingen und damit drohten, an die Öffentlichkeit zu gehen. Wir hatten eine Reihe von Vorkommnissen dokumentiert und konnten die Vorgänge belegen. Die Stationsschwester musste gehen, es kam ein neues Leitungsteam auf die Station. Von einem auf den anderen Tag war die Dekubitus-Problematik nicht mehr vorhanden, ganz einfach, weil vorbildlich und solidarisch gearbeitet wurde. Es gab vernünftige Schicht-Übergaben, es gab Protokolle, es wurde mit den Patienten gearbeitet, statt sie nur ruhigzustellen, es wurde bestellt und angewandt, was nötig und möglich war usw.

Nur ein Beispiel. Seitdem haben sich die Zustände in der Pflege im allgemeinen nicht etwa verbessert, sondern dramatisch verschlechtert. Es herrscht in einem skandalösen Ausmaße, wie überall in der Gesellschaft, das Profitdenken. Auch da, wo es definitiv nicht hingehört. Krankenpflege, Hallenbad, Schule, Theater – die Selbstverständlichkeit, mit der sich die bürgerliche Gesellschaft um die gemeinsamen Anliegen und Institutionen kümmern sollte, ist vernichtet worden. Wer darauf hinweist, wird lächerlich gemacht. Und

zwar von genau den Kanailen, die sich jetzt hinstellen und die „Corona-Krise“ mit Millardensummen managen. Aus Steuergeldern, natürlich. Oder werden die großen Firmen oder die Superreichen angemessen daran beteiligt? Natürlich nicht. Die nächste Parteispende könnte ja ausbleiben.

Dieselbe Nomenklatura ist ganz vorn dabei, wenn es um die Pflege der "Heimat" geht. Gemeint ist natürlich wie üblich Symbolpolitik. Augenwischerei. Beleuchtete Denkmäler, Wander- und Fahrradwege, die Historie der örtlichen Schützenvereine. Im Prinzip nichts dagegen einzuwenden. Muss es auch geben. Aber. An einem Ort in der eigenen Umgebung für gerechtere Zustände zu sorgen, gegen institutionelle Widerstände, gegen die verfluchte, alteingesessene Routine; das war wirkliche Heimatpflege. Und nochmal die Frage: Wie waren denn die Zustände vorher in den Häusern, von denen nun die Rede ist in Zeiten der „Corona-Krise“? Und wer ist für diese Zustände verantwortlich gewesen? Wer stößt sich jetzt und in naher Zukunft gesund? Wohin gehen die Krisengelder?

31.3.

Die Böllberger oder Hildebrandsche Mühle ist ein baufälliges Kulturdenkmal in Halle an der Saale. Den Mühlenstandort gibt es offenbar schon seit 1000 Jahren. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die alte Mahlmühle durch eine Großmühle ersetzt („Hildebrandsche Mühlenwerke AG“), die bis 1975 in Betrieb war. Durch zwei Brände in den 90er Jahren ruiniert, ist heute nur eine malerische Industrieruine übrig, die gelegentlich als Filmlocation dient.

In Rixbeck bei Lippstadt fiel mir ein Schild am Ortseingang auf, sinngemäß „Wieviel Gewerbeflächen verträgt Rixbeck noch?“ In einem Schuppen des nahegelegenen Bauernhofs stand eine Reihe alter Traktoren. Das Wohnhaus hatte über dem Portal ein auffälliges Bleiglasfenster. Ich traf den Eigentümer bei Ausbesserungsarbeiten auf dem Hof an und bat ihn, die Traktoren fotografieren zu dürfen. Ich fragte ihn, was es mit den Schildern auf sich habe. Seiner Meinung nach, sagte er, hätten wir das Land nur von unseren Kindern geliehen. Es ginge nicht an, die Flächen einfach als Gewerbestandort zu verhökern. Er begleitet mich zu seiner Traktorsammlung und stellt mir seltene Stücke vor, darunter erste Modelle von Hanomag und Fordson. Zum Teil mit Kennzeichen aus der Nachkriegszeit. Mit Staub und Patina bedeckt, als ob gerade noch mit ihnen gearbeitet worden wäre, aber alle funktionsfähig.

Im folgenden erzählte er mir von seinem neuen Projekt. Er habe eine alte Mühle in Halle an der Saale gekauft, um dort in Zukunft regenerative Energie zu produzieren. Es gäbe noch Schwierigkeiten mit den Behörden. Warum ein Landwirt aus Rixbeck in Halle an der Saale eine Mühlenruine erwirbt – keine Ahnung. Aber ein durchaus faszinierendes Vorhaben, wie man [hier](#) in einem kleinen Film sehen kann.

Mit der Kölner Saxophon Mafia war ich Ende Februar 1990 nach Halle/Saale eingeladen, um in der Moritzburg ein Konzert zu spielen. Wir hatten uns nichts dabei gedacht, am Rosenmontag in Halle zu gastieren, waren eher froh, dem heimischen Jeckentreiben entronnen zu sein. Leider hatte uns der Veranstalter aber für eine Karnevalsparty engagiert in der irrigen Annahme, es handele sich um eine Kölner Mundartkapelle. Wir fingen trotzdem an zu spielen, und innerhalb von einigen Minuten hatten wir den Saal für

uns. Sämtliche Närrinnen und Narren hatten das Weite gesucht. Wir spielten tapfer noch eine Weile und reisten ab.

Wenige Wochen später waren wir noch einmal in Halle zu Gast. Das Konzert selber habe ich vergessen. Die Umstände nicht. Spät am Abend waren wir mit unserer vom DDR-Tourneeveranstalter beschäftigten Fahrerin noch lange in der Umgebung Halles unterwegs, um unsere Unterkunft zu finden. Keine Hinweisschilder, keine Straßenbeleuchtung, totales Niemandsland. Schließlich fanden wir einen mitten in die Landschaft gebauten einzelnen Plattenbau, wo jeder von uns eine kleine Wohnung für die Nacht hatte. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, dass das Gebäude zu dem Militär-Fliegerhorst Halle-Oppin gehörte, in dessen Kantine wir frühstückten.

„Der Flugplatz Halle/Oppin wurde am 07. August 1971 (...) in Betrieb genommen. (...) Neben der Fallschirmsprungausbildung für eine Laufbahn in der Nationalen Volksarmee wurde in Halle/Oppin auch der Fallschirmleistungssport sehr intensiv betrieben. Im Zeitraum 1972 bis 1990 errangen die Oppiner Leistungssportler insgesamt 31 Medaillen bei Weltmeisterschaften.“ 2017 gab es laut Website 28.660 Flugbewegungen, und „die Gesellschafter und die Mitarbeiter der Flugplatzgesellschaft mbH unternehmen alle Anstrengungen für eine weitere positive Entwicklung des Flugplatzes Halle/Oppin“. Man kann besagte Wohnungen heute noch mieten („Drei-Raum-Wohnung, links ohne Balkon, 235 Euro Kaltmiete“).

Am nächsten Abend stand ein Konzert in Leipzig auf der Agenda, ich entschloss mich, tagsüber schon mit der Bahn hinzufahren, und geriet in die Folgen eines schweren Zugunglücks. Unser Zug musste auf freier Strecke halten. Zum Glück kamen einige Taxifahrer, die von dem Unfall gehört hatten, und es ging weiter nach Leipzig. Auf der „Liste von Eisenbahnunfällen in Deutschland“ auf Wikipedia findet sich das Ereignis am 22. März 1990: „Unfall in Gröbers, Sachsen Anhalt: Durch menschliches Versagen des Fahrdienstleiters stießen auf Höhe des Bahnhofes Gröbers der D 734 von Leipzig nach Rostock und der P 7343 von Halle/Saale Hbf nach Leipzig Hbf zusammen. 5 Menschen starben, 38 wurden darüber hinaus verletzt. Beide Züge wurden zerstört.“